

HOCHLAND

# Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.



In diesem Heft:  
Das deutsch-schwedische  
Mädellager

JAHRGANG 1939  
AUGUSTHEFT  
PREIS 20 PFENNIG  
VERLAGSORT  
HANNOVER



## Der Inhalt

|   | Seite |
|---|-------|
| „Svenska“ und „Tyska“ wurden Kameradinnen . . . . .                 | 1     |
| Klarheit und Größe. Bericht von der Kunstausstellung 1938 . . . . . | 4     |
| Rund um den Peloponnes . . . . .                                    | 7     |
| Bei den Tamileuten und Papuas . . . . .                             | 10    |
| Das Blumendorf . . . . .  | 15    |
| Biene und der Seidenschirm . . . . .                                | 16    |
| Zum erstenmal im Jungmädellager . . . . .                           | 18    |
| Jungmädcl erzählen . . . . .  | 20    |
| Das Märchen vom Hasenhüten . . . . .                                | 22    |
| Wenn der „lange Karl“ das gewußt hätte . . . . .                    | 24    |
| Die Kinder von Kirwäng . . . . .                                    | 25    |
| Blick in die Welt . . . . .   | 28    |
| Streiflichter . . . . .   | 30    |
| Unsere Bücher . . . . .   | 32    |

# Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.

## „Svenska“ und „Tyska“ wurden Kameradinnen!

„Vänstre ben, höre ben, ut . . .“ „Rechtes Bein, linkes Bein, übt . . .“ Hell und energisch hallt die Stimme der jungen Schwedin über den weiten Vorplatz. Warm ist es, volle Sommer Sonne liegt darüber, nur ab und zu streicht von der See ein kühler Wind herauf; und wenn wir in einer Pause einmal herunterhören, hören wir das Meer . . .

„Oh, das Meer . . . Es ist schön, so wie bei uns!“ sagte da eine der schwedischen Mädel und läßt sich müde neben mir ins Gras fallen. Sie sind fleißig gewesen, seit dem Frühstück haben sie mit Kaj Nilson, einer jungen Gymnastiklehrerin, die hier in dem ersten deutsch-schwedischen Mädellager ihre Führerin ist, Gymnastik geübt. Auf der anschließenden Tagung „Junge Norden“ wollen sie vor Jungen und Mädeln und Gästen aus dem Reich im Stralsunder Stadttheater eine schwedische Gymnastik vorführen.

Es muß sehr schön werden! Immer wieder geht Kaj durch die Reihen, korrigiert jede einzelne Übung, jede Handhaltung. Ihren ganzen Ehrgeiz und eine zähe Energie sehen sie darin, mehr als wir diesen schlanken, schmalen Mädchen mit den leicht lässigen Bewegungen in den ersten Tagen zugetraut hätten. Und wenn wir ganz ehrlich sind — gerade dieses Streben, dieser Wille, ihr Bestes für die Repräsentation ihres Volkes zu geben, hat uns zueinander gebracht. —

Den ganzen Nachmittag hindurch haben die Schwedinnen Arme von bunten Sommerblumen herangeholt, jetzt sitzen wir mit ihnen auf den Steinstufen der Terrasse und binden sie in dem großen Johanni-Kranz für unser Mittsommerfest. Tage hindurch haben sich unsere Gäste schon darauf gestreut, diesen Abend mit uns feiern zu dürfen.

In ihren schönen Trachten tanzen sie uns ihre heimatischen Tänze. Die bunten weiten Röcke mit den gestickten leinenen Schürzen und dem prächtigen, schweren Silberschmuck des Nieders, die langen Bänder der „Nationalluts“, ihrer farbigen wehenden Häubchen fliegen in den Tänzen, die lebhaft und selbst temperamentvoll sind. Sie singen uns ihre schwedischen Volksweisen, zu denen wir oft eigene deutsche Texte wissen; wir meinen alle, diese volltönenden Melodien schon einmal gehört zu haben, so verwandt sind sie uns. Ein buntes,

frohes Fest geht an für diesen Abend, und wir wollen in der warmen Juni-Nacht lange nicht schlafen gehen . . .

Morgen für Morgen steigen an den Masten über uns die deutsche und die schwedische Fahne auf. Vom „Kostlöpning“, dem morgendlichen Waldlauf, den gemeinsamen Mahlzeiten bis zur Nachtruhe verbindet uns ein Tageslauf, der in seinem geladenen Aufbau unsere schwedischen Gäste in das frohe, gesunde Leben unserer Mädellgemeinschaft einführt.

Wir baden und schwimmen miteinander, wir ringen im gemeinsamen Wettkampf um jede Welle und um unseren Sieg, wir fahren mit den Fischern hinaus auf die See und treiben Sport und Gymnastik in Sonne und Wind. In offenen Singen hören die jungen Schwedinnen die Lieder der Hitler-Jugend und fühlen den Schwung und die Kraft, die hier in einer jungen Generation wieder freigesprochen sind.

Auf Wanderungen und Spaziergängen lernen wir in den weiten Wäldern und an der reizvollen Steilküste Rügens einen der schönsten Teile Deutschlands kennen. In der ehrwürdigen Schönheit Stralsunds, der alten Hansestadt am Sund, finden wir die Gemeinsamkeit einer nordischen Kunst- und Kultur-gestaltung. Vor allen Dingen aber — das ist die offene Meinung unserer Gäste — haben sie in diesen Tagen die Brücke zu uns, zum Leben der jungen „Tyska“ geschlagen.

Mehr als die dreifache Anzahl der schwedischen Teilnehmerinnen hatte sich gemeldet, als Anfang des Jahres die Einladung des BDM-Obergaues Pommern zu dem ersten deutsch-schwedischen Mädellager an die einzelnen Schulen erging. Absichtlich hatte man bei der Auswahl darauf verzichtet, Angehörige bestimmter Stände und damit in der schwedischen Demokratie bestimmter politischer Richtungen zu bevorzugen. „Eine schwedische Repräsentationsgruppe von heute, die Anspruch darauf erheben will, ihr Gesamtvolk zu vertreten, muß unpolitisches Schweden-tum zeigen, so weit es möglich ist“, erklärte uns der Führer der gesamten schwedischen Mannschaft Leutnant Soen Rosendahl.

Bauern-töchter von den kleinen, reichen Höfen im Norden sind die jungen Schwedinnen, Schüler-töchter der Volkshochschulen auf dem flachen Land, Mädel aus den großen Städten, Pfad-finderinnen und Angehörige der verschiedensten Gymnastik-verbände, die Leichtathletik, Schwimmen und Volkstänze fördern. Aus allen Teilen Schwedens, mit den verschiedensten Vorbehalten und Ansichten über das neue Deutschland und vor allem über die Stellung des Mädels in diesem Reich sind sie



über die Ostsee gefahren. Von äußerster Zurückhaltung bis zu freundschaftlichem Verständnis schwankte ihre Einstellung. Nur in einem waren sie sich klar „Tjilland är i dag något obändigt, valdsamt, kraftigt och därför för imponeringen eller otillmanade fartigt“ („Deutschland ist heutzutage etwas unbändig und gewalttätig kräftig und daher für seine Umgebung und für Andersdenkende gefährlich“). So mochten die Zeitungen geschrieben haben. Und wie war Deutschland nun wirklich?

Schön war es! Das war der erste Eindruck, dessen impulsive Äußerungen immer wieder in den uns anfänglich noch fremden Lauten über uns hinwegschwirrte.voller Bewunderung und Freude gingen die jungen Schwedinnen zum ersten Male mit uns durch die ausgedehnten, gepflegten Räume der Reichsschulungsburg der Deutschen Arbeitsfront, die unser Lager aufnahm. Vom ersten Tag an fühlten sie sich wohl in den hellen, freundlichen Schlafzimmern, den Aufenthaltsräumen mit dem Blick weit auf die Ostsee und den gemütlichen Plätzen um den Kamin der Diele.

Was hatten sie vorher von dem Wandel unserer Zeit in Deutschland gewußt? Die junge Schwedin lebt „ihr“ Leben, ihr Weltbild wird reiflos durch die Auffassung ihrer Familie bestimmt, ihr Verantwortungsgefühl reicht nicht über den Kreis gleichgesinnter und gleichgestellter Menschen hinaus.

„Für die großen Zeitgeschehnisse haben wir uns bisher wenig interessiert“, erzählen uns Gunnar und Karin, als wir morgens nach dem Baden eine stille Stunde mit ihnen am Strand liegen. „Politik och sådant där bråk är tråkigt och går barn folk onda och otreviga“ („Politik und solches Zeug ist langweilig und macht die Leute nur schlecht und unangenehm“), sagt man oft bei uns.

So lange wir zur Schule gehen, nimmt die Beschäftigung mit unseren Schulaufgaben einen großen Teil unserer Freizeit in Anspruch. Der übrige gehört unseren eigenen Interessen, Film, Sport Theater . . . Wir brauchen viel mehr Zeit für uns, für unsere Kleidung, unseren Anzug, als ihr“, meint Gunnar.

„Aber ihr nicht schlechter“, legt sie dann lebhaft hinzu, besorgt, ob wir es ja wohl richtig verstanden hätten.

Wir müssen beide herzlich lachen und denken an ein Erlebnis, eins der vielen kleinen bezeichnenden. Auf unserer Dampferfahrt nach Stubbenkammer, dem mit dichten Buchenwäldern bestandenen, hohen Kreidefelsen Rügens, reichen wir einer schwedischen Kameradin, deren sorgfältige Radentzule trotz des Haarnezes im Wind aufzulösen droht, unseren Kamm herüber. Freudig überrascht über diese uns selbstverständliche Hilfsbereitschaft dankt sie uns. „Oh, tåmman . . .“, meint sie dann aber zögernd, „dazu brauche ich eine Stunde.“

„Von den Ereignissen in Deutschland lesen wir wohl ab und zu in den Zeitungen“, sagt uns Gunnar. „Aber wo sollen wir da die Wahrheit finden? Ein Blatt schreibt von dem sittsamen Gretchen, das ihr Lebensideal am Spinnrocken und Kochtopf erfüllt sieht, ein anderes von der mannhaften Walfüre im Frauenregiment des BDM. Wie ihr wahrhaftig seid, haben wir erst in diesen Tagen erfahren. Ihr seid modern wie wir, sportlich, natürlich. Wir verstehen uns gut, nicht wahr?“, meint sie dann strahlend und gibt mir impulsiv die Hand.

Nicht politische Propaganda ist den schwedischen Gästen in diesem Lager aufgedrängt worden, die Sicherheit und Natürlichkeit unserer Mädel hat für sich gesprochen und die Karikatur der jungen Deutschen endgültig erledigt.

Ständig sind die aushängenden deutschen Tageszeitungen und Zeitschriften der Hitler-Jugend belegt, denn nun, nachdem wir uns menschlich untereinander nähergekommen sind, werden immer wieder Fragen nach den Verhältnissen in Deutschland und der Arbeit des BDM. wach. Besonders Interesse zeigen die schwedischen Gäste für die Einrichtungen des BDM-Werkes „Glaube und Schönheit“. Durch Sport und Gymnastik haben die jungen Schwedinnen ein natürliches, gesundes Leben kennengelernt und legen wie wir Wert auf die Erziehung und Erhaltung eines schönen Körpers, auf Anmut und Harmonie der Bewegung. Sie haben viel Freude an allem Schönen, an Kunst, Mode und einem gepflegten Heim. So bringen sie auch der großzügigen, modernen Form des BDM-Werkes viel Verständnis entgegen.

Ihnen ist in diesem Lager klar geworden, daß ihre deutschen Kameradinnen zwar anders sind als sie, aber daß sie es als Angehörige eines wohl verwandten, aber anderen Volkes auch sein müssen. In Achtung sehen sie auf unsere freiwillige Pflicht, uns bereits von frühester Jugend an in der nationalsozialistischen Mädelgeneration für die Aufgabe in unserem Volk zu erziehen.

Die junge Schwedin kennt nur einen langen glücklichen Frieden und im allgemeinen trotz der großen Klassenunterschiede ein gesichertes und sorgloses Dasein. Durch ihre Erziehung ist sie gewöhnt, ausschließlich sich selbst im Mittelpunkt ihres Lebens zu sehen, und doch begegnen wir im Gespräch mit ihnen immer wieder dem Wunsch nach einem kameradschaftlichen Zusammenschluß, der ihrem Land und seinen Gegebenheiten entspricht — um so mehr, als sie in der Fröhlichkeit dieses Lagers gespürt haben, welches Glück die Gemeinschaft zu geben vermag.

Vom ersten Tag an besteht eine schnelle, gute Verständigung untereinander. Die deutschen Teilnehmerinnen haben sich den Winter hindurch in Arbeitsgemeinschaften mit Schweden, seiner Landschaft, seiner Geschichte und seiner Sprache beschäftigt. Ebenso beherrschen die jungen Schwedinnen das Deutsche ausfallend gut, da an vielen Schulen deutscher Unterricht als



Auf Wanderungen und gemeinsamen Fahrten lernen die jungen Schwedinnen die Schönheiten Stralsunds und Rügens kennen



Wichtigste besteht. Daß da einmal auf eine Frage nach „Bargeld“ die deutsche Kameradin mit der Küchenbesatzung Verhandlungen um „Spargel“ beginnt, zählt zu den vergnügten Mißverständnissen und macht nur Freude.

„Daß wir zwei Sprachen sprechen, trennt uns nicht — wenn wir uns ansehen, sehen wir in dasselbe Gesicht“, sagt einmal Maj zu einer ausländischen Journalistin, die uns in unserem Lager aufsucht und unglaublich und staunend den kameradschaftlichen Ton der deutschen und schwedischen Mädel wahrnimmt. Dasselbe Gesicht — das ist es! Aus der Gemeinsamkeit vieler Auffassungen, die nicht zuletzt in einer eng miteinander verknüpften Vergangenheit und gleicher Art begründet liegen, finden wir uns mit unseren Gästen zu herzlichen Beziehungen; und wenn wir an die frohen gemeinsamen Tage zwischen Sonne und Strand, an die vielseitigen Erlebnisse der



Sport und Spiel in Sonne und Wind und frohe Erlebnisse mit der Bevölkerung verbinden die deutschen und schwedischen Mädel

Tagung „Junger Norden“ denken, glauben wir, daß sich dieses Lager nicht allein in persönlichen Freundschaften erschöpfen wird. Das einmal gewedte Verständnis füreinander wird uns Mädchen der beiden Nationen Ansporn sein, tiefer in die Entwicklung und das gegenseitige Leben des anderen Volkes einzubringen und diese Erkenntnisse zu werfen für die Zukunft unserer beiden Staaten.

Margot Jordan.





# KLARHEIT UND GRÖSSE

## Bericht von der Großen Deutschen Kunstausstellung

Seit einigen Wochen hört man nun häufig wieder die Diskussionen darüber, was von der bildenden Kunst, wie sie alljährlich in der Großen Deutschen Kunstausstellung in München dargeboten wird, zu halten ist. Die einen — meist bezeichnenderweise intellektuell, nicht empfindend wertenden Gruppen — drücken verhohlen und unverhohlen ihr Mißbehagen darüber aus, daß so wenig „experimentiert“ wird, was mindestens beweist, daß wir auf dem richtigen Wege sind, und die andern setzen dem eine Genugtuung und Befriedigung entgegen, die meint, daß nun Endgültiges erreicht sei. Auch diese Ansicht werden wir nie — auch in kommenden Jahren nicht — teilen, weil wir nie mit uns selbst zufrieden sind. Wir sehen vielmehr in der Übersicht über alle Jahresleistungen, sei es nun auf organisatorischem oder künstlerischem Gebiet, nur den Meilenstein einer Entwicklung, und daß die Entwicklung der bildenden Kunst bei uns vorangeht, beweist die diesjährige Ausstellung ganz ohne Frage. Denn obwohl beide Ausstellungen, die von 1937 und die von 1938, im Gesamtbild sich gleichen, so ist doch festzustellen, daß die Aufbebung der Malerei auf das formal und handwerklich Sorgfältige die Grundlage für eine Weiterbestimmung gegeben hat: nämlich mit dem formal Gültigen (die Form ist ja nur ein Mittel zum Zweck, nicht der Zweck selbst) auch das im Ausdruck und Inhalt Gültige zu schaffen, wie es der große Romantiker Caspar David Friedrich mit seinem Wort meint, daß der Maler das malen soll, was er in sich sieht, nicht nur das, was er vor sich sieht.

Alle Fragen, wie denn unser neuer „Stil“ beschaffen sei und wie er etwa heiße, sind töricht. Der Führer hat sie im vorigen Jahr bei der Ausstellungseröffnung erledigt, als er sagte — und für viele war das eine revolutionierende Verkündung —, daß ein Kunstwerk nicht der Zeit unterworfen ist, also weder verzaltet noch etwa gar „modern“ sein kann. Große Kunst ist gestern, heute und morgen groß. Wenn sie nur gestern „groß“ war, ist dieser Rang ein Betrug oder wenigstens ein Irrtum gewesen. Ein Dürer lebt, ein Da-Da-Künstler ist tot. Das

zur Situation, die es verständlich macht, daß wir heute auf das Wesen und den Inhalt der Bilder sehen, nicht also darauf, ob sie „interessant“ sind, sondern darauf, ob sie uns innerlich reicher machen.

Dementsprechend sind die Werke im Haus der Kunst im wesentlichen nach Motiv-Gruppen geordnet. Landschaft, Familie, Soldatentum, Tiere usw. — Themen, die nicht mehr nur dem Kunstkennner, sondern jedem Volksgenossen verständlich sind. Auch wir wollen uns auf einige wenige Themen beschränken, schon angesichts der Fülle von mehr als 1100 Werken.

Wichtig und erfreulich ist da zunächst die Plastik. Unbestritten steht sie heute vor Malerei und Graphik und hat auch in diesem Jahre Werke aufzuweisen, die in der Kunstgeschichte der Welt einen Platz beanspruchen. Der hohe Rang der Plastik rührt wohl daher, daß erstens die besonders begnadeten Künstler sie der Malerei vorziehen, weil in ihre Werke nicht in Privatgalerien der politischen Wirkung entzogen wissen wollen, sondern im Gegenteil das „Denkmal“ erstreben, das in Material und Ort dauerhaft bleibt. Der Wille zur Größe und zur Monumentalität, der unsere Zeit kennzeichnet, verlangt eine monumentale Gestaltung, wie sie vor allem die Plastik ermöglicht. Und zweitens muß man die Architektur als die große Auftraggeberin und Anregerin der Plastik nennen. (Wobei allerdings einzufügen ist, daß die Architektur auch der Malerei große Aufträge gibt. Nur sind große Wandgemälde nicht ausstellbar.)

Als Beispiel bringen wir aus diesem Gebiet die „Olympia“ von Kilmisch (wie lebendig ist jedes Glied gefügt, wie einfallsreich, schön und ausgewogen die Bewegung!) und die „Schreitende“ von Obermaier, deren Körper nicht erbacht, sondern erlauft ist, wächst und atmet (übrigens ein Thema, das von manchen anderen Plastikern, vor allem von Scheurle, ebenfalls gut gelöst ist). Das Monumentale und Erhabene kommt bei den Plastikern vor allem — neben den kolossal



Olympia-Bronze von  
Fritz Kilmisch, Berlin





Oben links: „Schreitendes Mädchen“ von Ottmar Obermaier; daneben: „Erbhofbauer“ von Hermann Tiebert; rechts daneben: „Bäuerin“ von Adolf Wissel; darunter: „Schwere Arbeit“, von Julius Paul Junghanns; unten links: „Nach Feierabend“ von Sepp Hillz, Bad Albling

Statuen Thorals — bei Breter zur Geltung, der den Göttersohn Prometheus in kraftvoller Bewegung das Feuer zu den Menschen hinabtragen läßt.

In der Malerei haben wir einen fruchtbaren Auftrieb durch den Anschluß der Ostmark erhalten. Schon im vorigen Jahre wurden die Bilder des Wiener Eisenmenger vielfach als die besten der Ausstellung bezeichnet. In diesem Jahre hat er nur ein sehr zurückhaltendes, reifes Bild beigezeichnet, eine schöne, edle Frau — man möchte fast sagen „Hausfrau“ — im Schatten eines Flures. Eine ähnlich selbständige Sicherheit geht auch von den Bildern Neuböck aus.

Süddeutschland, zumal München, stellt überhaupt den bei weitem größten

Anteil an der Ausstellung, vor allem in der Malerei. Angefangen von den großartigen alten Könern wie Leo Samberger (Porträts) und Heinrich von Zügel (Tiere) bis hin zu dem jungen Friedr. Wilh. Kalb, der mit Phantasie und großzügigem Strich zwei Bilder zur antiken Sagenwelt unternommen hat, oder dem Bayern Sepp Hitz, dem jüngsten Maler der ganzen Ausstellung, dessen Bild „Feierabend“ wir zeigen. Wüsig und unbekümmert läßt er das Mädel mit dem Fußbad das Zeitungslernen verbinden, während der Junge sich seinen Träumereien hingibt. Ebenfalls aus dem Süden, und zwar aus dem Allgäu, stammt Hermann Tiebert, dessen „Erbhofbauer“ in der Form klar und streng und im Ausdruck reif und überzeugend ist. Es ist „der“ Erbhofbauer, herr auf dem Hof und Ahne.

In der Auffassung ähnlich, aber doch künstlerisch selbständig schafft auch Adolf Wiffel im Hannoverschen. Seine „Bäuerin“ ist typisch für die deutsche Frau auf dem Lande, und ein höheres Lob kann es kaum geben. Nicht das Zufällige will Wiffel malen, sondern das Bleibende. Auf das Gesicht kommt es ihm an, auf das Überlegene, Gesunde, Tüchtige.

Und also malt er nicht die Frau etwa beim Kartoffelschälen, sondern stellt ihre Persönlichkeit bewußt in den Mittelpunkt gereinigt von allem Belanglosen.

Norddeutsch ist auch der Düsseldorfer Henrich, dessen erschütterndes „1917“ ohne Wort, ja ohne Worte das Grausen und die Größe des Krieges beschwört. Düsseldorf



„Reichminister Dr. Goebbels“, von Otto Wilhelm Pittman. Unten: „1917“ von Albert Henrich aus Düsseldorf



und seiner großen Tradition gehört auch Jul. Paul Junghanns, der ein Beispiel dafür gibt, was mit der „alten Schule“ erreichbar ist. Welche Kraft und Gewalt im Schwung dieses Gespanns, von der Sicherheit in Form ganz zu schweigen! Auch mit anderen Bildern, von denen eins der Führer ankaut, zeugt Junghanns von seiner Meisterschaft.

Schließlich verdienen noch die Graphiker ein Sonderlob, an der Spitze die feinen holzgeschnittenen historischen Porträts von Ernst Dombrowski aus Graz, ferner die wildbewegten Blätter Ritschels (Johannes „Winkelried“) und ein mit wenigen kräftigen Strichen radiertes Blatt „Bauernsammler“ von Doersler, ein Beispiel dafür, daß mit sparsamen Andeutungen oft mehr erreicht ist als mit allzu umständlichem Ergehen in Kleinigkeiten.

Friedr. W. Symmen.



# Rund um den PELOPONNES

Von Hilse Breitfeld, Dresden

In vierzehn Stunden hatte uns der Zug von Athen nach Olympia gebracht, — immer an der Küste entlang, einmal nahe, einmal weit draußen oder hinter lahlen Felsen versteckt. Es war eine bunte Fahrt gewesen, mit vielen, laut schweigenden Menschen, mit Kindern, die an den Stationen Trauben, Äpfel und Zitronatfrüchte verkauften, und mit Tieren, die unter den Sitzen im Säden rumorteten. Wir waren über den schnurgeraden Kanal von Korinth gefahren, den wir kaum vor einer Woche mit dem Schiff passiert hatten, und standen nun am Bahnhof von Olympia.

Zwei Gleise sind es, und diese beiden Stränge sind, nachdem der Zug weitergedampft ist, von der Bevölkerung Olympias belagert. Der Abendzug bringt Neuigkeiten mit, — kommt die Post, da kommen Zeitungen, und da kommen Fremde . . . Wir wollen im „Hotel“ Altis schlafen, und es ist gut, daß wir den Sohn des Besitzers schon im Zug trafen: So kommen wir bald an Ort und Stelle.

Er führt uns in einen lahlen Raum mit Tischen und Stühlen, der zwar ohne Fenster ist, dafür aber drei hohe Türen nach

der Straße hinaus hat. Wer darin sitzt, kann sehen, was sich auf der Hauptstraße — denn da liegt das „Hotel“ — zuträgt und umgekehrt. Es ist, als läge man auf der Straße. Ein deutscher Architekt, der das neue Haus für die Archäologen, die die Ausgrabungen am Stadion durchführten, baute, und seine Frau wohnen im gleichen Haus. An ihrem Tisch sitzen wir — jenem ersten Abend in Olympia und erzählen.

Griechenland sei schön, meinen sie, das Klima würde man gewöhnt, und auch vor den Moskitos, die in Olympia doch immer aufräten, wüßte man sie zu retten. Aber einmal müsse man wieder nach Deutschland zurück. Die Kinder würden am meisten von Deutschland und vom Reich reden, für sie stünde es fest, und wenn sie erzählten, spiele — eine große Rolle: „Wenn wir im Reich sind!“

Am nächsten Morgen sehen wir uns das einfache Haus der Forscher mit den freundlichen blauen Fensterläden an . . . Über den weiten reinigen Platz vor dem Haus, der mit dünnen Disteln bewachsen ist, gehen wir hinüber nach dem heiligen Hain. Morgen sollen wir an einer Führung des Direktors des deutschen archäologischen Institutes Athen, Dr. Wrede, mit SA-Gruppenführer Prinz August Wilhelm teilnehmen. So wollen wir heute in Ruhe Aufnahmen machen und versuchen, an Hand unseres Ausgrabungsplanes die einzelnen Hallen und Kammern in ihren Grundmauern zu erkennen.

Ein wenig enttäuscht sind wir zwar zunächst, aber allmählich spüren wir doch in diesen wuchtigen Trümmern das stolze Altertum, das für seine schönen Menschen ebenso schöne und erhabene Bauten schuf.

Vom Bogenang des Stadlons steht nur noch eine Reihe der Steine, sie halten — selbst, einer den andern, und nur die Gewalt des Erdbebens konnte sie aus ihrer Ordnung bringen.

Schnurgerade trennt der Kanal von Korinth den Peloponnes vom Festland







Ein griechischer Bauer, der sich nicht überzeugen lassen will, daß das Fotografieren nichts Besonderes mehr ist

Athanasius, der Sohn des Wirtes, kann ein wenig Deutsch, und wir merken wohl, daß er uns eine Menge fragen möchte. „Sie sind Hitler-Jugend?“, fängt er an, „was machen Sie da?“ — „Wir sind Führerinnen“, geben wir ihm zur Antwort. „Führerinnen? Was ist das?“ Athanasius läuft die Treppe hinunter, er holt sein Lexikon, damit das Gespräch in Fluß kommt. Dann strahlen seine braunen Augen plötzlich: „Jetzt ich weiß, Sie sind Kommandantinnen!“

Unser Lachen macht ihn noch fröhlicher über seine große Entdeckung. Wir können es ihm auch nicht anders erklären, denn das Wort „führen“ und „Führerinnen“ steht nicht im griechischen Lexikon. So bleibt es bei, und wenn uns Athanasius auf der Treppe trifft oder das Frühstück bringt, dann grüßt er uns mit: „Guten Tag, zwei Kommandantinnen!“

Athanasius hat in Olympia die männliche Jugend zusammengefaßt. Es sind noch nicht alle dabei, aber es ist ein großer Anfang, und wenn er

von seiner Arbeit erzählt, dann ist er ganz sonderbar. Sport treiben sie vorerst nur, aber Athanasius will auch Schulung einsehen, und er will vor allem die Mädchen zusammenkommen lassen und ihnen in erster Hilfe, Handarbeit, ja sogar im Lustschuh Unterricht erteilen lassen. Jetzt ginge es zwar noch nicht, meint er, jetzt sei noch Weternde und Zubereitung, und außerdem habe er noch keine „Kommandantin“, die alles in die Hände nehme.

Wir müssen vom BDR erzählen, was wir alles tun und welche Ziele wir haben. Ja, Deutschland sei groß, meint Athanasius darauf, und die Jugend Deutschlands sei eine schöne Jugend. Er möchte gern, daß seine Jugend in Olympia einmal so würde. Aber er fange ja erst an, und die Älten brächten wohl das wenigste Verständnis dafür auf, weil sie an allem Althergebrachten hingen. . . . Ob Athanasius wohl

Wir gehen hindurch, stehen dann oben auf dem Rand des Stadions und schauen über ein weites Feld. Das alles, bis hinten zum Weinsfeld, ist das Stadion, das nun deutsche Forscher ausgraben werden. Irgend etwas erinnert uns plötzlich an Deutschland, sind es die sorgsam genau aufeinandergefügte Steine oder ist es die große Idee, die Genialität, die über allem liegt? Eines aber wissen wir: Das hier war nicht nur das Heiligtum eines stolzen Volkes, sondern ist es noch und wird es bleiben.

„Sie sind Kommandantinnen!“

Abends, wenn die Dunkelheit plötzlich hereingebrochen ist, sitzen wir auf der gepolsterten Bank mit den grellbunt bestickten Kissen. Die kleine Lampe beleuchtet die Blattpflanzen, die liebevoll in alte Eimer und Blechbüchsen gesetzt sind, und es ist in der abendlichen Kühle auf der Veranda eben gemütlich.

Einzelne Säulen und Grundmauern zeugen von einstiger Größe



Nur eine Reihe Steine steht noch vom Bogengang zum Stadion





Schön weißgetünchte Häuser mit roten Dächern und ■ Hintergrund dunkle, hohe Zypressen, das ist Olympia

ein Stück weitergekommen ist, seinen großen Wunsch ■ verwirklichen? Wir glauben ■ ganz sicher.

**Gottlieb Meierhuber**

Von Burgos nach Tripolis ist der Zug nur wenig besetzt, ein paar Männer, ein paar Frauen mit Kindern, das ist alles. In der Regenzeit ■ ■ nicht ungefährlich, diese Straße zu fahren. Durch die ungeheuren Wassermassen, die von den fahlen Felsen nur so herunterstürzen, werden Brücken und Wege einfach weggespült, und ■ kann passieren, daß der Zug mitten in dieser Einöde steckenbleibt . . . . . Daran müssen wir denken, als wir durch die unwirtliche Gegend fahren; und noch etwas anderes geht uns durch den Kopf: Der Architekt von Olympia hatte uns erzählt, daß man auch hier auf den Peloponnes eine Siedlung antreffen könne, die sauber und ordentlich von hochgewachsenen, blonden und blauäugigen Menschen bewirtschaftet wird. Daneben aber stehe eine unerhörte Tragik: Zu ihm sei einmal ein Mann gekommen, groß, blond, mit blauen Augen, und habe um Arbeit gefragt. Nicht ein Wort Deutsch habe er sprechen können, aber als ■ ihn gefragt habe, wie ■ denn heiße, ■ habe ■ gesagt: Gottlieb Meierhuber.

**Von Wälderkindern und Spielfellen**

Der Zug rattert die schier unendliche Straße nach Tripolis. Aus einer Ecke hören wir Kindergeschrei, begütigende und leisende Töne dazwischen, und ein eifriges Hin und Her. Wir müssen uns das ansehen. Kinderpflege in Griechenland: Was wird ■ ein wenig angst dabei.

Von oben bis unten wird das Würmchen, nachdem ■ wer weiß wieviel Hüllen übergestreift bekam, in ein breites festes Band, auf dem zumeist ein frommer Spruch steht, eingewickelt. Schön fest die Händchen mit hinein, nun kann man das winzige Kindchen schon aufrecht tragen, auch wenn der Rücken aus eigener Kraft noch nicht mitmacht. Wie anders bei uns!

Wahre Spitzberge sind die Marmorquadern der Kyklopenburg



Ein leises Klid - Klid - Klid - bringt uns zum Lächeln. Draußen am Fenster sitzt einer, hat den Hut tief in das Gesicht gezogen und spielt. Womit? Mit der zum griechischen Mann gehörenden Spielfelle.

Sie kommt wohl noch aus der Türkenzeit, und manche haben an Prachtigkeit noch nichts verloren. Sie sind aus groben, bernsteinfarbenen Perlen und haben eine schöne Seidenquaste. Einige aber sind modernisiert und bestehen aus einfachen Metallgliedern.

Schließlich hängt der in der Ecke noch an zu fliegen, schleift von einem Ton auf den andern und setzt seinen Fuß auf den gegenüberliegenden Sitz. Im übrigen aber ist unser Nachbar sorglos und vergnügt und wirft uns selten einen Blick zu.

So stürzte das Erdbeben einstmal die wuchtigen Säulen nieder





# bei den Tamileuten und Papuas



Wer kennt nicht das Buch Senta Dingeldeys „Deutsches Mädel auf Fahrt um die Welt“? Monate harter Arbeit und reichen Erlebens sind in ihm festgehalten. Mittlerweile ist Senta Dingeldey auf neue Fahrt gegangen. Doch jetzt nun selbst, was sie uns schreibt.

Am vierten Januar brauste das Dampfrohr unter Pufen und Stöhnen durch winterliche Botalpenlandschaft und entführte mich der Heimat. Tagelang hatte es geschneit. Nun war klarer Himmel, der Schnee pulverte. Eine Kältefront war über Europa hereingebrochen und hatte Menschenleben gefordert. Die Quecksilbersäule sank bis zu 30 Grad minus.

Noch einmal zeigte sich mir der strenge aber märchenhaft schöne, nordische Winter in seiner Pracht. Rein und unberührt lag die weiße Decke über Feld und Fluß. Die Morgenröte glitzerte darüber hin, überglüh sie mit blendendem, goldenem Schein und tauchte Häuser und Baumkronen in mildes samenes Blau. Aus dem zarten Filigran des Raubritzes blühte mit Diamantenschein. Ich aber zog der Wärme entgegen, den Antipoden unserer Heimat, der Südsee.

Tausende von Inseln, Inselchen und Atollen liegen im Stillen Ozean verstreut, zusammengebrängt wie eine Schar von großen und kleinen Kälben, vor allem zwischen dem Festlande von Asien und der Nordküste von Australien, offenbar als Überreste einer früheren Landverbindung zwischen beiden Kontinenten.

Hier hatte sich im letzten Augenblick, nachdem das meiste schon verteilt war, auch Deutschland im Jahre 1884 noch ein kleines Kolonialreich sichern können: eine Kette von Neuguinea (Kaiser-Wilhelms-Land), die Inseln des Bismarckarchipels, einige der Salomonen, die Marianen und Karolinen und Samoa, zusammen annähernd tausend Inseln, von denen manche nur Atolle und unbewohnt sind.

Die Deutschen haben dieses Gebiet, soweit ihnen das Schicksal Zeit dazu ließ, erschlossen und vor allem Kolospflanzungen angelegt. — Bei Ausbruch des Weltkrieges stießen die Australier mit 1000 Mann über nur etwa vierzig bewaffnete Deutsche her und „eroberten“ die Kolonie. Nach dem Kriege kam Kaiser-Wilhelms-Land mit dem Bismarckarchipel, dem Löwenanteil der Kolonie, als Mandat an Australien. Die Marianen und Karolinen wurden Japan, Samoa, Neuseeland unterstellt.

Die Enteignung der deutschen Privatleute durch Australien wurde in beispiellos brutaler Weise durchgeführt, die Pflanzler wurden vor die Wahl gestellt, die mit ihrem Besitz besetzten Menschen in den Betrieb einzuweihen oder ins Gefängnis zu wandern, dann aber von Herz und Heim vertrieben und des Landes verwiesen.

Australien, das sehr schwach bewohnt, selbst noch Kolonie und längst nicht erschlossen ist, wußte nichts Rechtes mit dem gewonnenen Gut anzufangen. Es hatte ja alles im eigenen

Land und keinen Bedarf an jenen Dingen, welche die Kolonie hervorbrachte und ließ daher, und zum Teil auch aus wirklicher Unfähigkeit, die von den Deutschen mühsam aufgebauten Werke verkommen.

Das ■ das Ungeheuerliche: Australien hat keine Verwendung für die Rohstoffe Neuguineas und Deutschland leidet große Not an solchen.

Nur das Gold im Lande allein zeigte die Australier, und sie raffen in aller Eile von diesem Metall soviel zusammen als nur möglich, rauben die Kolonie regelrecht aus.

Das australische Mandatsgebiet, Kaiser-Wilhelms-Land und Bismarckarchipel waren das Ziel meiner Fahrt. Von Genua führte mich Dampfer „Franken“ vom Norddeutschen Lloyd durch das Rote Meer, das ich nun zum dritten Male durchfuhr, über Colombo, Singapur und Manila nach Hongkong, mir bereits bekannte Stätten.

Auf dem letzten Teil dieser Fahrt waren große Hafenkreuzflaggen auf den Schiffsdecks ausgebreitet, um den Fliegern der kriegführenden asiatischen Mächte unsere Neutralität zu zeigen. Hongkong ist einer der schönsten Hafenplätze der Welt, unter englischer Herrschaft.

Der kleine Dampfer „Friederun“ (2000 Tonnen), der als einziger noch die Verbindung Deutschlands mit dieser unserer entfernten Kolonie aufrechterhält, nahm mich an Bord. Nach vierzehn Tagen waren wir im Inselgebiet von Deutsch-Neuguinea.

Unser schmudges Schiffchen begann nun eine Rundfahrt durch die Inseln, vor allem durch die Manusgruppe, ließ kleine und kleinste Plätze an, schlängelte sich hindurch durch gefährliche Riffe, die überall lauern, und nahm Kopra — getrocknete Kokosnuss, die ■ Hause zu Speisefett und Öl verarbeitet wird — an Bord.

Die Krone ratterte Tag für Tag, zogen die Koprafäße hoch, und schwarze Jungen verkauften sie im Schiffsrumpf. Und das Geld hierfür ging in wertvollen Devisen in die Hände von Australiern, Chinesen und Japanern, welche die Nutznießer der von Deutschen angelegten Pflanzungen sind!

Ich lernte hier die Südsee kennen, so wie unsere Phantasie sie gewöhnlich ausmalte: Lachende, fröhliche Landschaft, Inseln und Inselchen mit Palmen bestanden, von glühender Brandung umwagt, im blauen Meer, und strahlende Sonne darüber.

Wir ließen die Hauptinsel Neuguineas, Kaiser-Wilhelms-Land, an. Das war ein anderes Landschaftsbild, ernst, beinahe düster. Unmittelbar aus dem Meere steigen in verschiedenen Stufen die urwaldbedeckten Berge bis zu 5000 Meter hoch, und Wolken hängen über sie herein. Der Charakter dieses Landes



schien mir durchaus nicht in die Südsee zu passen, sondern eher dem Nordland verwandt zu sein.

Die große Insel ist äußerst fruchtbar, aber das noch am wenigsten erforchte Gebiet unseres Erdhalbes. Die Papuas waren bei Ankunft der Deutschen, vor fünfzig Jahren, durchweg Kannibalen und lebten noch in der Steinzeit.

Im unerschlossenen Innern benützen sie noch heute Stein- und Knochenwerkzeuge und -waffen.

Ich stieg in Finschhafen aus. Hier war Dr. Finsch am 1. September 1884 von Sydney kommend als Führer der Expedition der „Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft in der Südsee“ gelandet, um die vom Reich aus gewünschten Pflanzungen vorzunehmen, nachdem der Gesellschaft vom Reichslanzler der Schutz des Reiches für diese zugesagt worden war.

Durch Vermittlung eines Parteigenossen fand ich Gelegenheit, eine Fahrt nach den Lamlak-Inseln im Hochseelanu zu machen. Dieses bestand aus einem etwa 16 Meter langen, ausgehöhlten Einbaum mit schön geschnittenem Bug und Heck. Der Ausleger sowie die Brücke und die Masten waren mit Rotangfäden festgebunden. Es gab keinen Nagel und keine Eisenkette am ganzen Boot. Die Mattenlager aus geflochtenem Baumbast hatten einen Flächeninhalt von je etwa 25 Quadratmeter.

Unser Zweimaster sah stattlich aus. Aber es wurde eine wilde, verwegene Fahrt. Wir gerieten im



Oben: Kleine Korbmacherei — Rechts: Koprä wird verladen

einen mächtigen Sturm, ein Querbalken zum Ausleger brach, er mußte während der rasanten Fahrt mit Zuhilfenahme zweier Stangen geschient werden. Unser schwarzer Kapitän war in Aufregung, die drei kleinen nackten Kinder an Bord heulten voller Angst. Da wußte ich, daß es Ernst war, denn die Lamlakleute sind gewiegte Seefahrer. . . . Aber das Glück war wieder einmal mit mir. Wir kamen zu den einsamen

Inseln im Meer, wurden zum Willkommen von den Frauen im Grasboot tüchtig gewaschen, d. h. mit Meerwasser bespritzt und dann im Triumph zu einem Grasshaus geleitet, das uns als Wohnung diente. Die Lamlakleute sind ganz hervorragende Holzschneider und stellen früher benutzten sie Steinbeile und -messer — hauptsächlich künstlerisch verzierte Holzmulden her.

Nach meiner Rückkehr zum Festland durfte ich mich zu meiner großen Freude einem andern Herrn, wiederum Parteigenossen, auf einer Inspektionsreise ins Innere anschließen.







selbst auch anzunehmen geneigt waren, daß die Kultivierung dem Eingeborenen nur zum Fluche gereichte, da sie aus ihrem geruhlosen Leben und süßen Nichtstun in den grausamen Zwang der Zivilisation gepreßt würden.

Einziges geruhloses Leben der Papuas? Es war wohl das fürchterlichste und ruheloseste, das man sich vorstellen kann. Der Papua lebte Tag und Nacht in Lebensangst und Unruhe.

Er konnte nicht wagen, zu schlafen, denn jede Minute konnte ein Nachbarstamm einbrechen, jede Stunde ihm die Blutrache und der religiöse Kannibalismuswahn Sinn den Tod bringen. Es ist nicht so, daß sie alle aus Begeisterung Menschenfleisch

geessen hätten, fast immer waren sie religiöse oder aus ihrem Geistesglauben heraus geborene Beweggründe. Es war vielen von ihnen selbst ein Ekel; sie haben es oft ihren weißen Lehrern eingestanden und ihnen von Herzen gedankt, daß man sie endlich von diesem qualvollen Dasein erlöst hat. Die Papuas waren der Meinung, daß jeder Verstorbene nicht normal dahingekommen wäre, sondern von dem Zauber eines fremden Dorfes einfach verzaubert und daran gestorben. Er mußte



Oben: So trägt die Papuafrau ihre Kinder. Mitte: Fischer bei der Arbeit. Unten: Molujel, Vulkan in Ratana.

Zu Fuß und zu Pferd (Straßen gibt es hier nicht) kam ich auf halbsprecherischen Pfaden von der palmenbestandenen, fließerheiligen Küste ins kühleren Bergland Neuguineas zum Cromwellgebirge. . . . Zehn Tage lang waren wir auf dem Weg, mitunter acht Stunden im Sattel oder steil aufwärts zu Fuß. Es ging immer auf und ab. Hatte man einen Berg erklommen, so mußte man auf der anderen Seite wieder tief hinab, um ins Innere des Landes zu kommen.

Neuguinea ist ein reines Bergland. Ebene gibt es nur an einigen Flußläufen, wie am Markham und Kaiserin-Augustafluß (Sepik).

Wir blieben jede Nacht in einem anderen Dorf und bewohnten richtige Eingeborenenhütten auf Pfählen mit Graswänden und -dächern oder aus grob behauenen Brettern. Als Schlafstätte diente uns der blankte Boden oder eine mit Matten belegte Holzplattform. Genährt haben wir uns zur Hauptsache von Yam, Taro (Tropenknollenfrüchten) und Bananen.

Wir waren inmitten von Papuas, die vor nicht allzu vielen Jahren noch dem Kannibalismus huldigten, unter die ein Weißer nur unter Lebensgefahr wagen konnte. Diese Tatsache erschien mir unverständlich, da wir in jedem Dorf mit großer Begeisterung empfangen wurden. . . . Es ist hier in Neuguinea bestimmt nicht so, wie der Laie und ich





unter allen Umständen gerächt werden, weil sonst sein Geist der eigenen Sippe Unglück gebracht haben würde, sei es auf dem Felde durch Mißernte, durch Krankheit, Kriege usw.

Man bedenke, jeder Verstorbene forderte wieder einen Toten. Aber dabei blieb es meist nicht, denn die Überfallenen setzten sich naturgemäß zur Wehr und oft genug blieben einige Tote auf dem Platz, die wiederum Rache forderten.

So nahmen das Morden und die Menschenzerstörung kein Ende. Sie gingen ihren entsetzlichen Kreislauf bis zur Vernichtung einzelner Stämme. Die schwache Bevölkerung Neuguineas ist zum größten Teil darauf zurückzuführen.

Im Markhamtal besuchte ich die berühmtesten Vae-Wombas, die schlimmsten Kopfsäger des Landes, welche Tausende von Eingeborenen totschlugen und ganze Länderstrecken entvölkerten.

Sie trugen die Ehrenzeichen für jeden Erschlagenen auf ihrem Hut aus Baumbast. Eine kleine gelbe Kakadusefeder bedeutete einen Mord. Eine große wippende Feder in der Mitte oben zeigte zehn erjagte Köpfe an.

Ich bekam einen Vae-Womba-Hut mit einer großen und vier kleinen Federn als Geschenk. Vae-Womba-Jungen brachten mich auf einem Floß den Markham hinunter bis zur Meeresküste.

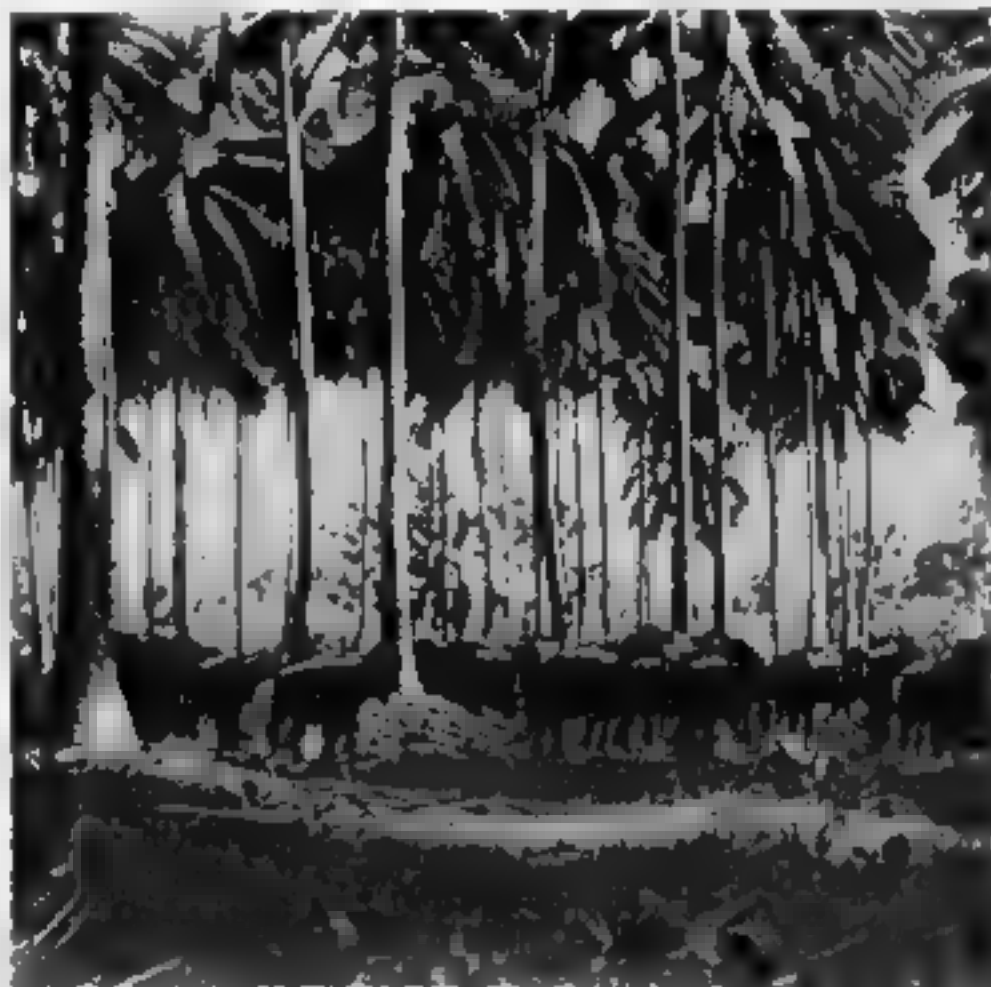
Im Flugzeug kam ich hinweg über Busch und Urwald zu den Goldfeldern Neuguineas, wo einzelne Menschen auf einfachste Art in Metallschüsseln das Gold auswaschen und große Kompanien mit mächtigen Baggermaschinen, mit unglaublich größerem Erfolg dasselbe tun.

Deutsche Jumboflugzeuge muhten die Bagger, in einzelne Teile zerlegt, über das unerforschte Gebiet hinweg, auf die Goldfelder bringen und dadurch die Vorausschau zu ihrer Erschließung schaffen.

In der Nähe von Rabaul auf Neupommern, dem Verwaltungssitz der Kolonie, liegt ich dem unheimlichen Geiselen (Vulkan), der im Jahr vor einem Jahr aus dem Meere 226 Meter hoch an die Oberfläche kam, 500 Eingeborene unter sich

begrub, Rabaul 50 Zentimeter hoch mit Asche bedeckte und es schwer bedrohte, auf das Haupt. Der Riese ist es geduldig hingenommen und mich nicht mit einem leisen Puffer einfach in die Luft geblasen. Seiner Gnade, liebe deutsche Vögel, verdankt ihr also gewissermaßen diesen Gruß aus der Südsee . . .

So schreibt uns Senta Dingreiter aus Rabaul von ihrer Fahrt durch die Südsee. Sie wird uns — sobald sie wieder nach München zurückgekehrt ist — in weiteren Bildberichten noch mehr von dem vielfältigen Erleben dieser Fahrt erzählen.



Oben: Kokosplantage mit Wasserbuffel zur Säuberung der Pflanzung. Unten: Neuguinea, Landschaft









Wir lieben unsere Erde! Verflucht, wer sie nicht liebt, gesegnet, wer ihr dient! Gewiß, wir haben in den Städten unsere Pflicht zu erfüllen. Wir müssen in diesen Städten arbeiten, jeder an seinem Platze. Aber dort, wo die Natur nicht um uns ist, muß uns wenigstens die Sehnsucht nach ihr erfüllen; denn es geht um mehr als um Freizeit, Erholung und frohe Fahrt! Wenn wir in unserer Heimat wandern, wandern wir zu uns selbst.

Baldur von Schirach

# Das Blumendorf

„Sechs Stunden Aufenthalt!“ sagte der zweite Steuermann, als wir an der kleinen Insel in den Bektoraalen anlegten. Sechs Stunden! Wir waren wenig begeistert. Aber so war es eben, wenn man mit einem Frachtdampfer nach Norwegen fuhr. Dort, wo es schön war, legte man nur kurz an, und an den langweiligsten und ödesten Fischplätzen wurde massenhaft Ladung eingenommen. Noch dazu diese Berge von übertriebenen Fischklüpfen, die schon nach den ersten drei Malen jedes Interesse für uns verloren hatten.

Gast ein wenig mißmutig schlenderten wir planlos am Strand entlang. Kahler Fels überall mit spärlichen Grasbüscheln darin, die grauen Schuppen der Fischverwertungsgeellschaft und vier oder fünf rotbraune Fischerhäuser. . . Damit hatte man wirklich alles gesehen, was es hier zu sehen gab. Gerda und Hilde fanden flache Steine, die sie auf dem leichten Wasser tanzen ließen. Aber auf die Dauer war das auch keine Beschäftigung.

„Wir wollen weiter ins Binnenland gehen“, schlug Marlies schließlich vor. Ihm — aber würde es nicht drinnen ebenso sein, so faßl, so öde, so ohne Leben?

„Sie müssen nur die richtige Richtung nehmen“, meinte der Kapitän. „Die Straße geradeaus und den ersten Fußweg rechts. Dann kommen Sie nach etwa einer Stunde an das Blumen-dorf.“ — „Das Blumen-dorf?“ — „Kaja, so sagen wir eben, weil es das einzige Dorf hier ist, in dem es Blumen gibt; sehr schöne sogar und viele.“

Klar, daß wir dorthin mußten. Die Straße zog sich weit durch bräunliches Heidekraut und Heidelbeergebüsch. Dann kam der Fußweg durch ein lichter Waldchen, über einen Bach, und dann ging es aufwärts — immer aufwärts.

„Pakt auf“, meinte Gerda, „nun kommt ein Paß und dahinter das Dorf.“ Wir nickten erwartungsvoll. So mochte es wohl sein. Dann standen wir endlich oben und sahen an der andern Seite hinunter ins Tal. Etwa 300 Meter unter uns lag ein kleiner blauer See, ganz eingebettet in lichtgrüne Matten.

Und dort — dort lag ja auch das Dorf! Braunrote Holzhäuser, wie überall in Norwegen, eine kleine weiße Steinkirche und auf einem Hügel, etwas abseits, ein etwas größeres Haus — wahrscheinlich die Schule. Ohne es zu wollen, kamen wir ins Laufen, liefen den schmalen Pfad hinunter, bis wir an die ersten Häuser kamen.

„Das Blumen-dorf.“ — Da standen wir auf der breiten Dorfstraße, sahen vor uns die Fenster der kleinen Häuser, und jedes einzelne trug einen Blumenkasten oder lustige bunte Blumenlöpfe auf einem blau, rot oder gelb gestrichenen Blumenbrett. Fuchsen blühten hier, Geranien und Hängelnellen in so verschwenderischer Pracht, wie wir es nur von unseren Hochgebirgsdörfern kannten.

Langsam gingen wir die menschenleere Dorfstraße entlang. Die Leute schloßen wohl schon alle hinter den blanken Scheiben. Die nordische Sommernacht täuschte nur uns Mädel aus dem Süden immer wieder über die Zeit hinweg.

Schließlich standen wir vor dem kleinen Hügel, auf dem das einzige größere Haus des Ortes, die Schule, lag. Da blieben

wir überrascht stehen. Der ganze Hügel war wie ein einziger bunter Blumenstrauß. Scheinbar wahllos und doch in feinsten Farbenharmonie zogen sich hier Staudenrabatten terrassenförmig bis hinauf an die Hauswände.

Phlox und Glodenblumen, Akelei und Rittersporn, brennend-roter Kohn, Pfingstrosen und Kaisertronen, fast alle unsere Gartenblumen des Frühsummers blühten hier in einer wundervollen Farbenstrebigkeit. Wie bei uns im Gebirge, so strahlte wohl auch der kurze heiße Sommer des Nordlandes Farben von einer Leuchtkraft hervor, die sich die Menschen der Ebene kaum vorstellen können.

Langen Stunden wir wortlos wie vor einem Wunder. Endlich sagte Hilbe: „Aber das ist ja gar nicht wahr, das träumen wir ja nur.“ Da hörten wir plötzlich ein leises, helles Lachen. Hinter einer riesigen Phloxtaube richtete sich eine Gestalt auf, eine alte Frau in einem grauen Kleid. Seltsam an diesem Kleid war der Gürtel. An schmalen Bändern waren viele kleine Säckchen ringsum festgenäht. Jedes Säckchen trug ein Zeltchen aufgesteckt.

„Warum stehen Sie draußen?“ fragte die Frau im tadellosem, kaum fremdländisch gefärbtem Deutsch, „kommen Sie doch herein, wenn Ihnen mein Garten gefällt. Ich bin übrigens Fräulein Senta, die Lehrerin.“

Mit einem großen altmodischen Schlüssel schloß sie uns die Gartentür auf. „Sie dürfen nicht über mein sonderbares Gartenkleid lachen“, sagte sie mit einem Blick auf die Säckchen. „Ich sammle gerade Samen. Es ist jetzt die richtige Zeit. Morgen, wenn die Sonne kommt, fallen sie aus. Und wir brauchen die Samen. Viel Geld können wir hier nicht ausgeben für unsere Blumen.“

Ein paar Minuten später saßen wir um den kleinen runden Gartentisch inmitten der Stauden. Der Gegenstand zu der öden Landschaft am Strand mit ihrem lärglichen Pflanzenwuchs war so stark, daß wir früher, als wir beabsichtigt hatten, anfangen, davon zu reden.

Das alte Fräulein vor uns lächelte ein gutes, verstehendes Lächeln. „Ich weiß“, sagte sie, „die Landschaft am Strand bleibt sich immer gleich. So war sie schon, als ich vor vierzig Jahren hier ankam. Ich kam aus dem gelegenen grünen Land um Bergen, und als ich die Stätte sah, an der ich nun mein ganzes künftiges Leben verbringen sollte, war ich beinahe verzweifelt. Denn auch hier im Dorfe sah es aus wie draußen: Heidekraut, Heidelbeeren, Birken — sonst nichts.“

„Man gewöhnt sich“, sagte der Pastor, „man gewöhnt sich an alles. Es ist hier nun nicht anders, man muß sich damit abfinden.“ „Aber ich wollte mich nicht abfinden. Ich war doch so jung. Freude brauchte ich. Wie sollte ich sonst leben und arbeiten? Es war eine schlimme Zeit damals.“ — Fräulein Senta schaute einen Augenblick hilflos vor sich hin. Dann fuhr sie fort: „Mutter schrieb mir ein paarmal, ich sollte zurückkommen, es lände sich wohl eine andere Stelle für mich. Aber ich wollte nicht. Es wäre mir feige vorgekommen wie eine Flucht.“

Vater verstand mich besser. Er schickte mir eines Tages ein Päckchen mit Samen. Bedürfnislose Pflanzen waren es: gelbe Ringelblumen, Steinnellen, Stiehmütterchen. Ich säte sie aus, und, was niemand erwartet hatte, sie gediehen. Sie gediehen, daß es eine Freude war. Mag es von der gesäuhten Lage des Dorfes kommen oder von der Fruchtbarkeit des Moorbodens, den noch nie der Pflug berührte, ich weiß es nicht.

Aber nach zwei Jahren war mein Garten schon so, daß die Fischerfrauen oftmals stehen blieben und die Mädel mich um Blumen baten, wenn sie sich zum Dorfplatz schmückten.

Da wagte ich mich auch an schwierigere Dinge. Dreimal arbeitete ich in den Sommerferien in einer Gärtnerei. Dann fing ich an, mir selbst ein Glashaus und Kistbeete anzulegen.

Das ganze Dorf hatte allmählich Interesse an meinem „Stechpferd“ bekommen. So erhielt ich leicht Hilfe. Dann nahm ich die Blumenzucht in den Schulplan auf. Sie hätten die Jungen und Mädel sehen sollen, wie sie ihre Beete im Schulgarten betreuten und wie stolz sie waren, als sie selbstgemachten Blumenkästen aus Kistenbrettern ihre ersten Pflanzen zum Fensterhimmel mit nach Hause nehmen konnten!

Das ist nun schon lange her. Aus den kleinen Jungen und Mädchen sind die Fischer und jungen Frauen des Dorfes geworden. Manche sind darunter, die die Kunst des Schreibens und Lesens fast wieder verlernt haben. Aber was sie bei mir im Garten lernten, das haben sie behalten. So ist unser Dorf zum „Blumendorf“ geworden. . .

Fräulein Senta schweig. Ein leichter Wind hatte sich aufgemacht und bewegte zart die tausend geöffneten Blüten des Gartens. Da klang noch einmal die Stimme der alten Lehrerin durch die Dämmerung, leise, als spräche sie zu sich selbst: „Denn Gott gab uns die Arbeit, um unser Leben sinnvoll zu machen, und er gab uns die Schönheit, um glücklich zu sein.“ —

Knapp vor der Abfahrtszeit kamen wir, jede mit einem großen Blumenstrauß, wieder an Bord unseres Dampfers an . . .

Und bis weit über das Nordkap hinaus blühten auf dem kleinen Tisch in unserer Kajüte Glodenblumen und Akelei, Margariten und Feuerlilien, Nelken und blauer Astersporn. . .

Eine Berliner J.M.-Führerin.

## Biene und der Seidenschirm

Es war ein neues Fliegerviertel gebaut worden vor der Stadt. Als in den neuen Häusern das erste Mal Altmaterial gesammelt wurde, konnten die Jungmädel stolz sein auf das Ergebnis.

Hinter dem Kanal standen noch ein paar alte übrig gebliebene Rötter- und Gärtnerhäuschen. Da hielten den ganzen lieben Tag die Kinder ums Haus, da fuhren die Wagen, und die Männer standen auf den Feldern und die Frauen sehten Kartoffeln, pflanzten Kohl und ernteten im Sommer die Felder leer. Es ging alles seinen alten, ländlichen Gang. Die Kinder dieser Gegend und die aus dem neuen Fliegerviertel waren einen Hut zu bringen, war kein leichtes Ding.

Sabine Petersen — Biene sagten die Jungmädel — wohnte am äußersten Ende der Siedlung, und jedesmal blieb ein Jungmädel aus dem Fliegerviertel übrig, das über die Kanalbrücke mußte, wenn Rundschreiben an Biene weitergebracht werden mußten. Das hatte nun weiter keine Bedeutung, wenn nicht die Sache mit dem Sportfest dazwischen gekommen wäre.

Meist war Erila Steiner von der Admiral-Scheer-Straße dieser „Bote“; sie ärgerte sich denn auch mächtig, wenn sie den grünen Heckenweg hinauflaufen mußte zum neuen Krug hinterm Schlingenkamp. Das war für sie nichts anderes als eine tolle Lauferei, um die man sich soviel als möglich zu drücken versuchte. . . Und meist war es dann so, wenn sie sich schon einmal ärgerte, geriet sie entweder in Heinsens Schafherde und kam nicht vom Fleck oder blieb mit dem Korb im Stachelstrauch hängen, oder sie kletterte bei Bänkens auf den Brotwagen, der viel zu langsam fuhr, oder sie kam in den Regen und sah aus wie eine Ketteldörte, oder aber das Rundschreiben fiel in die Pfütze und vieles andere Unangenehme geschah. Es war auf jeden Fall eine dumme Sache!

Es war Appell; die Jungmädel sollten vorchriftsmäßiges Turnzeug mitbringen. Erila Steiner steckte das Rundschreiben zu unterst in die Tasche und dachte: „Ach, die Petersen kommt

ja sowieso zum Dienst, die ist ja immer da und Turnzeug — das hat sie doch nicht. Wie die überhaupt immer ausfieht, mit ihren hohen Schuhen, als müßte sie die Küche weiden am Schlingenkamp. Das muß da hergehen bei den Leuten“, freigte sie sich selbst in Mut.

„Wenn ich an den letzten Sommer denke, da hat doch die Biene tatsächlich im Strichunterrock mitgeturnt, ich, ich hätte mir die Augen aus dem Kopf geschämt und kein Bein mehr hochgebracht. Beim Hochspringen blieb sie ja auch immer hängen, das war ja klar — zur nachher, weiß der Ruch, war sie sogar schneller als ich“ dachte sie.

Das Rundschreiben läutete sie wie einen Knoten in der Tasche. Es war jaft dämmerig, und die Sonne vergoldete noch einmal den Schlingenkamp dunkelrot wie Feuer. Erila Steiner träumte und lief mit Schwung blindlings gegen einen Laternenpfahl.

Eine Heule, ein wahres Horn stand vor ihrer Stirn. Sie lief immer hastiger, querselber auf das niedrige Rötterhaus zu. Was kümmerte es sie, daß die Sauerkirschen reif waren und aus dem Grün leuchteten, die Kinder lachend, lustig und darsüßig unter der Pumpe standen.

„Diese erbärmlichen Dickschäpigen“, dachte sie überlegen und drückte knurrend die kleine Gartentür auf. „Ein Rundschreiben für Biene“, sagte sie und wollte Frau Petersen den Rücken wieder drehen. Aber weil sie so unglücklich zwischen Tür und Angel stand, zog Bienes Mutter sie herein und stellte sie lachend auf die blankgeschuerten Steinfliesen. „Biene, ist jemand für dich, du mußt gleich herauskommen“, rief sie. „Laß die Pfannkuchen stehen, ich backe selbst weiter, komm, Biene!“ —

Erila Steiner rief sich zusammen, unbeholfen freundlich handte sie da, wie einer, die eine völlig neue Welt entdeckt und noch nichts damit anfangen weiß. „Hier, Biene, ein Rundschreiben, wir müssen antreten an der Dantscher Freiheit, du kommst doch?“ Biene überflog die Zellen, und dann lachten sie über irgend etwas zu kichern, zog die Schultern hoch. „El wie dumm, ich hab' noch immer kein Turnzeug. Weißt du, ich hab' ja wohl etwas geliebt, aber es reicht einfach nicht. Es muß eben so gehen, ihr müßt schon so mit mir vorlieb nehmen.“ —

Dann machte sie wieder eine Pause, und weil Erila Steiner noch immer unbeweglich blieb und auf die pflanzenden Kinder unter der Pumpe starrte, fügte sie hinzu: „Es sitzt bei uns nicht dran. Gud da mal rüber. Ach Jungen, und was die an Hosen zerreißen, da machst du dir kein Bild von, sag ich dir und — ich kann nicht betteln, wo ich doch weiß, es geht nicht“, sagte sie leise hinzu.

„Komm schon, kannst dich ja entschuldigen, man wird dir deshalb kein Bein austreten.“ — „Nur beim Sportfest, da kann ich dann wieder nicht mitmachen.“ Biene überlegte angestrengt, wie sie einen Ausweg finden sollte. Dann fiel ihr ein, daß Erila Steiner den ganzen Heckenweg heraufgelaufen war, ihr Weg, und sie hielt sie fest. „Wißt nicht mal unsern Garten sehen, es gibt auch schon Knackfröhen, magst du? Komm!“

Der Goldregen war schon verblüht, und die Holunderdolden hatten ihren Duft verloren. Ein Kottschien lang, und eine Graubrosel sprang über den Weg. Erila wunderte sich, wie Biene mit den Tieren sprach, und wie behutlos sie eine Glucke mit ihren Jungen zum Schlafengehen schickte. Die Kinder warteten an der Regentonne auf ihre „große“ Schwester, blankgewaschen und mit nassen borstigen Haaren, und auf einem Bretterverschlag standen ausgerichtet in Reih und Glied die weißgeschuerten Holzpantinen. Biene sah den kleinsten Ohren und Hände nach, ob alles sauber gewaschen und trocken war, und dann schob sie sie nacheinander in die Küche.

Sie stand mit Erila Steiner unter dem Aischbaum, und flink wie ein Biemel kletterte sie die Leiter hoch, sah oben in den Zweigen, in der einen Hand den Korb, mit der anderen pflückte sie die roten Aischchen, hing sich ein Bündelchen baumelnd um die Ohren und lachte und sprang von oben herunter ins Gras, ein Blätterchwarm schwebte mit herab. „Hier, Erila, die kommen in die Tüte für den Heimweg, der ist ziemlich weit.“ —



Die Jungmädels verstanden am nächsten Sportnachmittag nicht, wie einer über ein Jahr lang darauf wartet, daß er Turnzeug bekommt. Biene sagte immer dasselbe, es läge nicht dran zur Zeit — später einmal. „Du sollst aber doch die Staffeln zum Sportfest mitmachen, du bist doch ausgepickt worden. Versuch doch bis zur nächsten Woche“, meinten sie. Biene rechnete im stillen nach, wieviel Geld die Mutter wohl geben konnte.

„Sie ist eben kein richtiges Jungmädchen“, meinten einige Mädchen. „Biene lernt das auch nie, daß man einfach sein muß, so wie es gefordert wird.“

Biene wurde rot im Gesicht. Am liebsten hätte sie ihnen einmal daß die Wahrheit gesagt. Sie hatten alle gut reden. Was wußten sie schon davon, und warum konnte sie ohne Turnzeug kein richtiges Jungmädchen sein? Sie schluckte ein paarmal, und abends, als sie im Garten stand, war Mutter Petersen neben ihr und fragte sie erst wieder zurecht. „Was ist denn los?“ fragte sie besorgt.

„Ach, das verstehst du nicht. Ich muß ihnen allen jetzt beweisen, daß ich ein richtiges Jungmädchen bin.“ Erika Steiner hat es ihnen ja schon gesagt, daß sie alle keine Augen im Kopf hätten, daß Biene Petersen ein anständiges Jungmädchen wäre und sie müßten sich alleamt schämen, daß sie ihr noch schwerer machten, als sie es ohnehin schon hätte.

Biene konnte das nicht vergessen. „Mutter, weißt du, wie ich mit Bernd um die Wette lief und wer am schnellsten an der Heide war? Sie sollen doch wissen, daß ich etwas kann, daß ich zu ihnen gehöre. Denk dir doch, Mutter, wenn unsere Jungmädchen die allerbeste Mannschaft haben und wenn ich nicht einmal dabei sein könnte!“ — „Kind, ich drehe jeden Pfennig dreimal um, seh dir bloß keine Kosten in den Kopf und bleib vernünftig.“

Es gab eben Dinge, wo auch ein Jungmädchen bis ins tiefste gepackt sein konnte und damit mußten sich die erwachsenen Menschen nun einmal abfinden. Biene schlich sich in die Kammer und stimulierte hin und her. In dem alten Wandschrank stand doch ein alter seidener Regenschirm von Anno dazumal, das war ein ganz ordentliches Stück Stoff, und daraus ließ sich doch auch eine Turnhose nähen, dachte Biene. Selig klemmte sie den „ollen Vampflü“ unterm Arm und lief in die Küche, spannte ihn weit auf, daß die Löcher und Risse aussprangen und tanzte umher wie toll: „Mutter, ich weiß was, was du nicht weißt. Ich hab' ein Ding gefunden, das ist jetzt mein Ding.“

Am nächsten Tag schnellerte Mutter Petersen, und strahlend hob Biene die seidene Turnhose hoch. „Du, was ne kleine Siebenbürg!“ nahmen die Jungen das Ding zwischen Daumen und Zeigefinger, als wäre es zerbrechlich; und aus einem alten Stück Hemdentuch nähte Mutter Petersen das Turnhemdchen.

„Biene macht mit!“ Die Jungmädchen freuten sich ganz besonders auf dies Ereignis. Erika Schneider stand hinter Biene Petersen in der Reihe, und es waren wohl an die tausend Menschen gekommen, die zugucken wollten. Als Biene ablaufen mußte am Start, riefen alle Jungmädchen: „Biene, Biene!“

Am meisten freute sich aber Mutter Petersen, die oben auf der Tribüne saß und nun auch zum erstenmal dabei war, wie der Jungmädchenuntergau sein Sportfest hatte. Wieviel Mühe und wieviel Arbeit notwendig sind, bis alles soweit ist, davon

sehen und wissen die Leute nichts, nicht einmal die Jungmädchen selbst.

Erika Steiner tippt Biene heimlich auf die Schulter und zeigte auf die neue Turnhose. „Du, neu?“ Biene nickte zuerst nur. Heimlich flüsterte sie dann zurück. „Aus Omas altem Regenschirm, der in der Ecke stand und noch einmal zu Ehren kam.“

Sie zapfte zurecht, weil es bald soweit war. Das Geheimnis aber mit dem Regenschirm ging durch die ganze Reihe.

Die Jungmädchen waren noch stolzer auf Biene. Dann mußte alles still sein. Die Leute sahen nur noch auf die Jungmädchen und wie sie liefen und bewunderten, wie geschickt und schnell alles ging.

„Biene ist ja wie ein Vampflü“, rief jemand und lachte ihr nach. Noch nie war Biene Petersen so schnell gelaufen! Es war eine Wortsache, das sagte selbst die Jungmädchenuntergauführerin. Es kribbelte einem bis in die kleine Zehenpitze, und man verspürte große Lust, alles selbst mitzumachen. Es ging um den großen Medizinball oder aber, wenn man ganz besonders aufsteht und die beste Zeit lief, gab es eine ganz neue Ziehharmonika als Preis, und die mußte Bienes Jungmädchengruppe haben, das hatten sich alle Jungmädchen jetzt vorgenommen. Biene rannte, wie ein Strich flog sie über die Laufbahn, immer den weißen Kreidelinien nach. Man sah nur Beine, die vorwärts wollten.

Auf der Tribüne wurde schon gestoppt, und dann wurde das Ergebnis durch den Lautsprecher verkündet, die Jungmädchengruppe vom Schlingenkamp hatte eine herrliche Zeit herausgeholt. Wirklich, am liebsten wäre Biene jetzt dahin gelaufen, wo ihre Mutter sitzen mußte; aber sie wußte ja auch, wie froh und stolz die Jungmädchen alle waren.

„Die Jungmädchen der 3M-Gruppe 7/13 haben die beste Laufzeit erreicht und erhalten als Preis eine Ziehharmonika“, das schallte ja bis auf die Straße. Sabine Petersen, Helga Schreiber, Elie Hübner, Heide Ohler und viele andere Jungmädchen wurden zum Mikrophon gerufen, um nunmehr die Preise abzuholen.



Biene schreckte richtig zusammen, als ihr Name laut und deutlich durch das Mikrophon gerufen wurde. Sie sollte ganz vorne antreten, und irgendwo da oben auf den Bänken würde ihre Mutter auf sie heruntersehen, und sie durfte sich freuen, daß sie für ihre Jungmädchengruppe gelaufen hatte.

Noch nie hat wohl ein Jungmädchen stolzer und glücklicher eine Ziehharmonika getragen als Biene Petersen vom Schlingenkamp!

Annemarie Peter.



schon nach wenigen Augenblicken schien, als hätte ich die ganze Zeit über gefannt.

Die Bahnfahrt gestaltete sich trotz ihrer Länge sehr lustig, und wir waren schon alle sehr gespannt, als wir endlich in Hertenhagen ankamen. Erst hier sah ich, wie viele Mädchen mitgekommen waren, denn schier endlos schien der Zug zu sein, als wir durch das Dorf zogen. Am Lagerplatz, der etwas außerhalb des Dorfes, mitten im Wald, und ganz nahe an dem Meer gelegen war, waren schon unsere Zelte aufgebaut, und wir wurden gleich in die für uns bestimmten geführt. . . . Ich konnte es noch gar nicht fassen, daß mein lang ersehnter Wunsch, einmal doch in einem Zelt schlafen zu dürfen, so wider Erwarten schnell in Erfüllung gegangen war.

Ich spürte schon die Nähe des Meeres, und kaum konnte ich den Augenblick erwarten, da ich es endlich sehen sollte. Wir durchschritten ein kleines Stückchen Wald, erklommen die Dünen, und dann — dann lag es vor uns — das Meer. Wie wohl es tat, in unbegrenzt ins Weite schauen zu dürfen — die Sonne war schon untergegangen, und dort, wo Himmel und Wasser zusammenfloßen, war nur ein feiner dunkler Strich zu sehen.

Die Brandung rauschte leise, und die Gestalten der Mädchen, die mit ihren Wimpeln den Strand entlangzogen, hoben sich geisterfisch vom dunklen Grau des Hintergrundes ab. Wir

## Zum erstenmal im Jungmädellager

Alle Jungmädels des Reiches und viele Mädchen der Schweiz waren im diesem Sommer zum erstenmal im Lager. Wir alle erlebten ein Glück. Teilschlund und erlebten die Kameradschaft anderer Jugend. Von diesem Erlebnis erzählt uns heute eine deutsche Kameradin aus dem Ausland:

Es waren für mich wunderbare Tage, die ich an der Ostsee mit so vielen Berliner Mädchen verbringen konnte. Eine solche Fülle von neuen Eindrücken kamen auf mich herab, daß es mir fast nicht möglich ist, alles zu erzählen. Denn wenn ich denke, alles gesagt zu haben, fallen mir immer wieder neue Begebenheiten ein. . . .

Nun, ich will versuchen, auf das wiederzugeben, was mich am meisten beeindruckte.

Als ich am Abfahrtstage am Stettiner Bahnhof mit meinem gepackten Koffer erschien, konnte ich nicht ein Mädchen und wußte nur die Gruppe, zu der ich mich stellen sollte. Wo sie allerdings war, konnte ich erst durch langes Fragen herausbekommen. Ich fühlte mich natürlich sehr fremd; aber die Mädchen nahmen sich meiner so herzlich an, daß es mir





sangen ein Lied, und dann ging ich wieder zurück in unsere Zelte. In dieser Nacht haben wohl die wenigsten geschlafen, zu sehr waren wir erregt durch das Neue.

Die ersten Tage vergingen mir wie im Fluge, und ich kann mich gar nicht mehr genau entsinnen, was wir alles vollbrachten. Wir verzögerten die Umgebung unserer Zelte, bauten Kochgeschirre oder Schuhhänder, oder wir turnten, schwammen oder tanzten . . . Ach — überhaupt gelacht haben wir mehr als genug, und selten in meinem Leben habe ich so viel gelacht, wie in der Zeit des Zeltlagers . . . Jeden Tag lernten wir einige neue Lieder, darüber freute



Wir gingen durch den Wald, wo sich die hohen Bäume mit ihren Kronen trafen und einen Dom bildeten, den ich durchstreifen man kaum wagte . . .

Als wir an einem der letzten Tage eine Feterkunde am Strand hatten, bei der auch ein Feuer abgebrannt wurde, war ich tief beeindruckt. Das Feuer loderte am Strand, hinter meinem Rücken rauschte das Meer, die Fahne wehte im Winde, und die Führerin sprach über die Grenz- und Auslandsdeutschen und ihre Aufgabe und über all das Schwere, das wir ertragen müssen — ihres Volkes willen. Dinge, die wir im Alltag fast vergessen.  
Räbe Dobb.

ich mich besonders, und ich bin erstaunt, wie viele ich kann. Zum Abschluß des Lagers hatten wir auch einen Singwettbewerb — für den wir jeden Tag, jede Gruppe in einer anderen Himmelsrichtung, hinter Bäumen und Mulden versteckt, fleißig übten.

Nach dem Essen, in der Freizeit, konnte jede tun und lassen, was sie wollte. Ich zog es meistens vor, mich in der Sonne zu sonnen, wenn ich nicht einen Brief zu schreiben hatte oder meine Sachen in Ordnung bringen mußte. Aber wenn ich in der Sonne lag, mußte ich sehr acht geben, daß ich nicht einschlief, sonst hätte ich bestimmt einen Sonnenbrand gegeben, und ich wäre gezwungen gewesen, eine unserer zwei Ärztinnen aufzusuchen.

Fast jeden Tag gab es irgendeine neue Überraschung. Eines Morgens wurde uns erklärt, daß meine Gruppe als erste einem Bauern zum Arbeiten gehen dürfte. Ich habe mich riesig darüber gefreut, denn erstens macht mir diese Arbeit ungeheuren Spaß, und dann konnte ich ja auch somit den pommerischen Bauern kennenlernen.

Ich kam mit einem andern Rädel auf einen sehr schönen großen Hof, einen Erbhof, wie mir der Bauer stolz versicherte . . . Und dann arbeiteten wir auf Feld und Hof, und am Abend durfte ich zur Belohnung eine Kuh melken. Ich habe es auch zur vollen Zufriedenheit des Bauern ausgeführt und bin sehr stolz darauf. Mir wurde eigentlich immer gesagt, daß die norddeutschen Bauern geschlossen seien, ich habe dies gar nicht gefunden und mich wunderbar mit ihnen unterhalten.

Ein andermal machten wir eine Wanderung für das Leistungsbuch. Ich hatte in der Tat nicht eine solche liebliche Landschaft erwartet, wie die pommerische ist. Wir zogen los, nachdem es kurz vorher geregnet hatte und die Erde und das Gras wunderbar dufteten. Von den Bäumen, die zu beiden Seiten den Weg einsäumten, tropfte es noch manchmal leicht, und die Sonne schien kaum durch die vielen Blätter durchschimmern zu können.



# Jungmädels erzählen

## Eine kleine Sockentragedie



Suse erschien am Abfahrtstag mit ganz fabelhaft gestrickten Söckchen mit sehr schwierigem Muster. Wir staunten eine halbe Stunde darüber, denn Suse gehörte nicht gerade zu der Menschengattung, die Nachmittage damit zubringen können, fleißig zu knüppeln und aufmerksam an Hand eines abgegriffenen Strickmusters zu zählen.

Sie erklärte auch, wie sie zu diesem Zeugnis wahrer Strickkunst gekommen war: Ihre gute Großmutter besah die Abfahrt,

ihrem Enkelkind für die Großfahrt ein schönes Geschenk zu machen, ein Paar schlohweiße Socken. Großmutter begann also mit der schönsten und dünnsten — zu warm sollten die Söckchen im Sommer ja auch nicht sein — Wolle das erste Söckchen.

Aber die große Wäsche kam dazwischen, und Großmutter sah schon, daß sie mit den Söckchen nicht fertig würde. Also vertraute sie die Wolle und das angefangene Prachtexemplar der begeisterten Suse an, mit der Bitte, halt ihrer die Söckchen fertigzustricken.

So sah denn Suse stöhnend Nachmittag für Nachmittag und plagte sich im Schweiß ihres Angesichtes mit dem Strickmuster und der feinen Wolle herum. Dazu kam, daß sie noch gar nicht stricken konnte und deshalb erst an einem Baumwollwäschlappen üben mußte.

Aber sie waren fertig geworden, allerdings mit mehreren Verwünschungen, denn es ist ganz natürlich, daß, wenn man sich einbildet, man könnte beim Stricken zur Unterhaltung lesen, da auch einige Maschen entgleiten. Die Großmutter hatte sich herzlich gefreut, daß die Söckchen so schön geworden waren, und Suse atmete erlöst auf, daß sie das allnachmittägliche Schreckgespenst (lies: „Suse, hast du heute schon an Großmutter's Söckchen gestrickt?“) los war.

Nun unternahmen wir eines Tages eine Küstenwanderung nach dem Leuchtturm Bräker Ort, der eine schöne Strecke weit von der Jugendherberge entfernt liegt. Es war ein ziemlich stürmischer Tag; wir hätten wegen der großen Wellen gar nicht baden können, und so pakte es sehr gut. Wir zogen Schuhe und Strümpfe aus und stolzierten mit hochgezogenen Röcken in der spritzenden Gischt weiter.

Als wir nach dem Laufen im nassen Sand etwas müde am Leuchtturm ankamen, wurde Suses braungebranntes Gesicht plötzlich fahl: „Ich habe ein Söckchen verloren!“ flüsternte sie erschrocken. „Ein Söckchen?“ meinten wir, „das ■ recht dumm, aber so schlimm ja nun auch wieder nicht!“

„Es war doch eins von den gestrickten!“ — „Ach, du liebe Zeit, das ist etwas anderes. Weißt du denn nicht ungesähe, wo du's verloren hast?“

Wir trösteten sie, so gut ■ ging, und meinten, sie müsse sich eben nochmals aufopfern und ein neues dazu stricken, denn was ist ein Söckchen, wenn man zwei Beine hat? Suse rang entsezt nach Atem: „Ihr seid wohl nicht gekheit? Noch so ein Ding zusammenzuknuppeln? Um nichts in der Welt. Außerdem kann ich es ja noch wiederfinden.“

Erika erlaubte ihr, im Hinblick auf die vielen Stunden, in denen das verschwundene Söckchen entstanden war, es zu suchen, und gab Ilse und Inge noch mit, da wir andern den leichteren und windstilleren Landweg gehen wollten. Hoffnungsvoll begab sich Suse mit der einen Socke und ihren zwei Begleiterinnen auf die Suche nach der anderen Hälfte des Söckchenpaares.

Die drei, wir hatten sie schon Sodenexpedition getauft, verschwanden allmählich, wir gingen zur Jugendherberge zurück und warteten . . . Mit Freudengeheul wurden sie schließlich begrüßt. Was machten sie aber für einen komischen Eindruck? Die Röcke waren naß und triefen, die Haare waren zerzaust.

Nanu, sie ließen sich durch unsere Begrüßung überhaupt nicht aus der Stimmung bringen, sondern behielten die aufgesetzten Trauermienen. Da fragten wir neugierig nach der Socke, spottgelesen, denn es wäre doch ein Riesenzusatz gewesen, hätten sie die eine Socke an dem langen Strand gefunden.

„Na?“ fragten wir, „habt ihr sie oder habt ihr sie nicht?“ Langsam trat Suse vor und hob feierlich eine Socke in die Höhe. „Da ist sie!“ sagte sie todernt und setzte sich auf den nächsten Boden. Jetzt prustete Inge aber doch los, und Ilse lachte hinterher . . . „Was ist denn los?“ riefen wir und lachten schon halb mit. „Ihr habt sie wohl gar nicht gefunden?“

„Aha!“ stöhnte Inge, „aber —“ „Aber —“ freute sich Ilse. „Aber wir haben die andere Socke verloren!“ vollendete Suse. Jetzt lachten wir auch. „Stimmt das auch, oder veralbert ihr uns nur?“ „Nein, es stimmt wirklich, die andere Socke habe ich auf der Suche nach dieser verloren!“ Sie zeigte ihre zerstramten Knie und Ellbogen.

„Die zwei meinten nämlich scheinheilig, daß der Wind die Socke sicher hochgeweht hätte. Ich kletterte also auf die harten Sandwände und rutschte plötzlich heftig aus, dabei muß mir die Socke, die ich in dem Augenblick nicht so fest gehalten habe, hops gegangen sein!“

Später wurde gemunkelt, die andere Socke lebe auch nicht mehr. Wir glauben fest, es stimmt, denn wir haben nie mehr die allein dastehende Socke gesehen . . . Das ist Suses Sockentragedie, entschieden eine komische! —

Ein fränkisches Jungmädels.

## Die Siegessäule zieht um



„Zur Siegessäule — na, Fräulein, immer an den Schienen entlang“, hatte mir eben noch der Mann im blauen Arbeitsmittel den Weg beschrieben. „An den Schienen entlang“, — das war gut gesagt. Wo waren hier die Schienen?

Die Straße war aufgerissen, Treder ratterten und Rumpften, und ab und zu flog von irgendwoher aus der lärmenden Tiefe mit einem klüftigen Schwung eine Schippe Sand dicht neben den Bürgersteig; und hinten — ja, ■ hörte die Straße

überhaupt auf, tatsächlich mit einem Bretterjaun verlegt, über den auf einer Ueberführung hinweg die Reute spazierten; so wie bei uns daheim am Bahndamm.

So — nun hatte ich ganz sicher nicht aufgepaßt! Wo war jetzt der große, freie Platz, auf dem die Siegessäule stehen sollte? „Kajestänlich steht sie auf den Verkehr zu ihren Füßen“, hatte Vater uns immer erzählt, und der wußte es noch aus seiner Soldatenzeit. Hier war nur ein unförmiges, hohes Holzgerüst.

„ . . . nun gucken nur noch die Flügel raus, dann kommt der Kopf dran, sich mal, so und so . . .“ angestrengt begannen die beiden Pimpfe neben mir, im Straßenland zu zeichnen, „und dann erst zieht die Siegessäule um!“ Was — wer zieht um? Was es nicht alles gab! Aber es stimmte, „sie“ zog um! Jetzt entdeckte ich oben zwischen den Stangen und Stäben des Holzgerüsts auch einen halben Arm und sogar einen goldenen Flügel.

Ich hatte mir alles so ganz anders vorgestellt! Was man wohl mit ihr vorhaben mochte? Ich fragte meinen Onkel, Einen Riesenpaden von Zeitungen schleppte er heran. „Die Siegessäule zieht zum Großen Stern“ — „Neugestaltung Berlins“ — „Siegesäule auf würdigerem Platz“ —. Heiße Köpfe bekamen wir beide darüber . . .

30 Meter höher würde sie werden, 12 Kilometer weit wird man sie auf der großen Ost-West-Achse sehen können, sicher würde es viel schöner noch als vorher sein!

Wenn ich im nächsten Jahr wieder in Berlin bin, werde ich sie mir noch „vollendetem Umzug“ bestimmt ansehen, das habe ich fest vor.

Ein fränkisches Jungmädels.



## Die Hasenrolle im Pferdecei



Frau Anne sein. „Oh, mehr kommen ja gar nicht darin vor, und ich wollte doch auch mitspielen!“

„Sieh mal, Annelies, du bist einfach zu klein, du reichst dem Bauern ja nur gerade bis an den Bauch“. Da muß Annelies schon mitlachen. „Über der Hase, der Hase, der muß doch auch mitspielen!“ fällt ihr begeistert ein. Wirklich, daran hatten wir noch gar nicht gedacht. „Ja, den schneiden wir wohl am besten aus Pappe. — Zum Häschen bist du nun wieder zu groß!“

„Dann hatte ich eben das Häschen! Es muß doch Männchen machen und dann davonlaufen!“ — „Tatsächlich, das ist wichtig, also, du schnidest dir zwei Hasen, einen stehend und einen springend, machst sie an einer Latte fest, damit du sie bewegen kannst...“ Ganz erfüllt von ihrer großen Hasenrolle macht Annelies sich an die Arbeit.

Sie muß sich sehr heranhalten, aber sie meldet pünktlich mit allen anderen für die Probe fertig. Ein leeres Bierfäß hat sie herangeholt, das ist der Stein, hinter dem ihr Häschen erscheinen soll.

Das Licht geht aus, und die Jungmädels unten freuen sich dieblich über den Bauern, der da als großer Schatten mit einem Kürbis auf dem Markt steht. Den wird er als „Pferdecei“ anprellen. Schon findet ein dummer Käufer, der mit seinem Wunderei gleich auf den Berg zieht, um ein Fohlen auszubrüten.

Jetzt ist es soweit, Annelies ist an der Reihe mit ihrer Hasenrolle. „Ein Häselein schaut mir zu“, erzählt der Bauer weiter. O Schreck, dem Bauern fällt die Pfelle aus dem raunend offenen Mund, und die Jungmädels unten lachen wie toll...

Annelies' Stubandäcken ist plötzlich höchst persönlich auf der Leinwand erschienen, dazu zwei eifrige Häute, die an einer Stange ein etwas komisches Etwas in die Luft halten. Das Häschen hat sie verkehrt aufgenagelt, da zeigt nun die große Blume zum Bauern, und das Häschen beginnt zu glitzern und redet eiligst den Kopf in den Sand wie der Vogel Strauß, wenn er Angst hat. „Annelies, Annelies“, lachen die Jungmädels.

„Oh, lach mich doch nicht aus, ich mache das gleich in Ordnung!“ Anne hat am meisten gelacht, aber sie hilft ihr auch schnell bei ihrem Unglück. Der Hase bekommt die gewünschte Richtung und mit einem festen Stod auch noch Rückgrat. So geht es ausgezeichnet, und Annelies ist nun glücklich.

Am andern Tag läuft sie von Haus zu Haus und ladet zum lustigen Dorfsabend ein. „Was spielt ihr denn?“ — „Wir Jungmädels spielen ein Märchen, und ich habe die Hasenrolle im Pferdecei!“ So wird sie oft gefragt, und ebenso oft erwidert sie die Neugier mit ihrer Antwort.

Wieder steht Annelies hinter dem Bierfäß mit glühenden Backen und klopfendem Herzen. Sie weiß, daß es nun darauf ankommt. Vor der Leinwand sitzen jetzt nicht die Jungmädels als Zuschauer, da ist bald das ganze Dorf beisammen und bestimmt alle, die sie eingeladen hat.

So, gleich ist der Hoppelhase an der Reihe, da werden sie unten aber erst lachen! Frau Anne kommt auf den Berg und wird ihren Mann beim Brüten ablösen. Vor allem muß sie doch einmal hören, ob sich das Fohlen noch nicht meldet, dreißig Tage liegen sie ja bald auf dem Wunderei...

Mein Schreck, mein Schreck! Was ist Frau Anne ungeschickt, sie stößt an das Ei, und es fällt den Berg hinunter, gerade an den großen Stein. Da bricht der faule Kürbis in Stücke, und Annelies läßt ihr erschrockenes Häselein durch die zerbrochene Schale laufen.

„Da läuft das Fohlen, ich's fange?“ schreit Frau Anne. „He, hallo, so komm doch her!“ Aber das Häselein hat Angst und hüpelt mit Annelies ganz hinter die Bühne. „Kennst du, o ungeratenes Wesen, die eigene Mutter denn nicht mehr?“ Frau Anne geht untröstlich nach Hause...

Das Spiel ist aus. Annelies steht hinter der dunklen Leinwand und hört mit einem tiefen Seufzer der Befriedigung unten das Lachen, Händeklatschen und: „Das wars ower wirklich sein!“ — So froh ist Annelies lange nicht gewesen.

Ein pommersches Jungmädels.

## Ein Bulle, Kolf und sechzehn Kühe



ging es mir durch den Kopf. Der Kuhjunge wurde gebraucht, und so mußte ich sein Amt übernehmen.

Draußen legte ein kalter Wind, und ab und zu gab es einen tüchtigen Regenschauer. Aber ich war gegen Wind und Regen geschützt. Über meiner Windjacke trug ich einen weiten, großen, grünen Bodenmantel, dazu ein blaues Kopftuch... Und gegen den Regen sollte mich ein großer schwarzer Schirm schützen!

Die Kühe graßen friedlich auf der großen Weide, ich brauchte nur aufpassen, daß die Tiere nicht in die angrenzenden Felder liefen. Wirklich eine leichte Beschäftigung! Nach einer Stunde legten sich die Kühe nieder zum Wiederkäuen.

Oben am Rande der Weide stand eine kleine Dornenhecke. Unter die legte ich mich nun; Schirm, Stod und Hund ruhten neben mir. So lag ich da und schaute in den Himmel.

Ja, ich guckte ich nun und träumte und hatte meine Kühe längst vergessen. So hatte ich auch nicht die drohende dunkle Wolke hinter mir bemerkt. Ehe ich mich verlor, brach das Unwetter los!

Ich spannte den Schirm auf und blühte auf die Kühe. Ein Durcheinander! O Gott! Einige waren schon im Rübenfeld. Ich sprang hoch, stemmte den Schirm gegen den Sturm und schrie dem Hund zu. Aber der hatte gar keine Lust, bei diesem Regen zu laufen und die Kühe zusammenzutreiben. Ich drohte mit meinem Stod und schrie: „Kolf, hol sie ran!“ Er machte einige Schritte und kehrte wieder um — es war ihm zu naß.

In großer Verzweiflung klappte ich den Schirm zusammen, warf ihn ins Gras, nahm den Hund ans Halsband und rannte übers Feld. Jetzt, laut bellend, ließ Kolf los und holte die Kühe aus dem Feld. Ha, wie sie sprangen. Sie hatten Angst. Der Bulle brummte böse, kich mit seinen Hörnern; aber es half ihm nichts, auch er mußte weichen. Endlich hatten wir sie alle wieder auf der Weide. Inzwischen hatte der Regen nachgelassen, und die Sonne kam hervor.

Kolf trachtete langsam heran, legte sich mit und ließ sein Fell in der Sonne trocknen. Vorhin wollte er nicht allein in den Regen gehen, ich sollte mitkommen, und nun guckte er mich an, als wollte er sagen: „Was willst du schon ohne mich anfangen?“ Und ich gab ihm im stillen recht... Ja, das Kühehüten war doch gar nicht so einfach.

Ein Hamburger Jungmädels.

# Das Märchen vom Hasenhüten

Es hat einmal ein Märchen gegeben, das haben die Magdeburger Jungmädels am Strand von Traßenseide gespielt, und es war wunderschön. Der Bürgermeister vom Dorf mit den vielen Kurgästen, die Fildherjungs und Deerns sind alle dazu gekommen, so daß in der Sandburg alle Plätze besetzt waren. Für einige hohe Gäste hatte es Ehrenkarten gegeben, sie durften damit die Moospolster-Plätze mit dem weiten Blick auf den Strand und das Meer einnehmen . . .

Die Aufregung war den Tag über groß gewesen; im Lager, beim Essen und Zellstadiäubern waren oft Worte vom Märchenspiel gefallen. Das ging bis in den Nachmittag hinein . . . Mit Liedern und Musik, mit flatternden Bändern an langen Kiefernstangen kam dann endlich der Märchenzug gegangen. Da war es nun soweit, Stups spielte das Märchen vom „Hasenhüten“.

Es war einmal ein armer Schneidergeselle, der hieß Stups, trug ein blaues Wams und einen blonden Schopf. Er war groß und stark und schaffte viel und konnte viel zum Essen gebrauchen. Wenn er auch fleißig war und ein gutes Herz hatte und keinen Menschen in der ganzen Welt, so mußte der Meister ihn doch entlassen, denn er war arm und sein Geschäft konnte bessere Zeiten von früher.

So wurde der arme Schneidergeselle entlassen. Er packte sein Bündel, nahm sein Handwerkszeug und zog in die weite Welt. Da er ein freundliches Gesicht hatte und ein Hilfsbereites Wesen, war er überall gern gesehen und fand schnell eine Arbeit. Man sah ihn lieber kommen als gehen, und manches Mögliche war ihm von Herzen zugehen.

Das kümmerte den munteren Gesellen aber nicht, ihn lodte es weiter bis in des Königs Stadt. Denn der König hatte



eine gar feine Tochter, und seit er die Prinzessin einmal gesehen, hatte er oft sie gedacht und wünschte sich im Traum wohl, sie zu besitzen. Weil er aber ein armer Schneider war, hatte er diesen Gedanken dann schweren Herzens verworfen. Da fand er eines Tages einen Klumpen Gold, pures Gold. Er wurde darauf sehr nachdenklich, bis er dann einen Plan gefaßt hatte. Er verwahrte das Gold wohl, trug seinen Kopf sehr hoch und schritt nun geradewegs auf die Königsstadt zu.

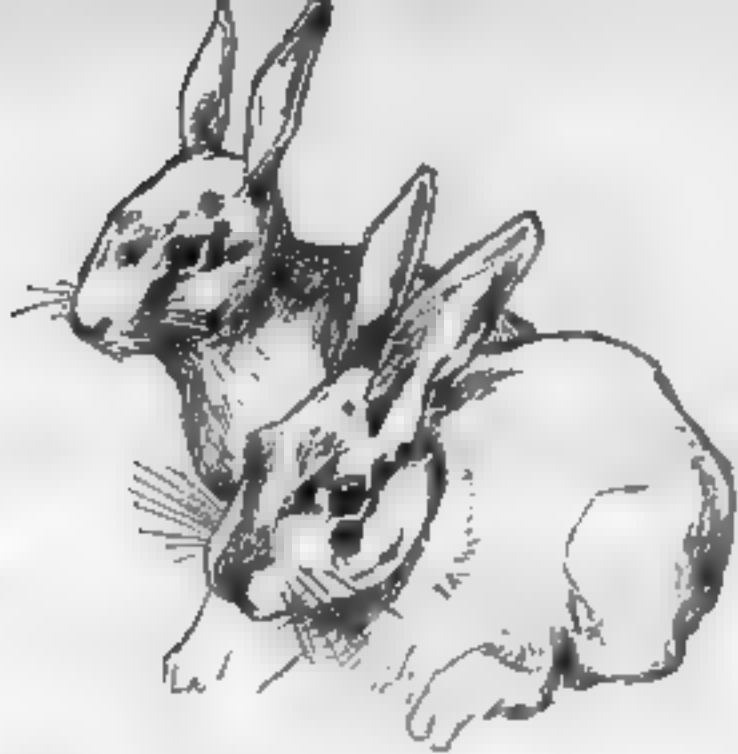
Da hörte er in der Stadt viel erzählen, und der Name der Prinzessin fiel auch dabei. Ihre Schönheit wurde gepriesen und ihr guter Sinn. Da lachte dem Schneidergesellen das Herz im Leibe. Er hörte ferner von den beiden Aufgaben, die der zu lösen hatte, der die Königstochter zur Frau begehrte. Am nächsten Morgen ging er zum Hof und warb um die Prinzessin; und der König selbst stellte ihm die beiden Aufgaben. Am ersten Tage mußte der Schneidergeselle des Königs Hasenhüten. Es waren hundert Stück, und bisher hatten viele Freier den Kopf darum verloren, sie nur ein paar in den Stall zurückbringen konnten.

Da half dem Gesellen eine kleine Flöte, die ein Mütterchen ihm geschenkt hatte. Dafür hatte sie erlöst, denn ein böser Geist hatte sie hundert Jahre eingeklemmt in einen Baumstamm.

Er brauchte nur in einem Ende der Flöte hineinzublauen, dann stoben die hundert Hasen wie die wilde Jagd auseinander, aber ein Pfeif vom andern Ende genügte, daß er sie wieder zusammenbrachte . . . Als er am Abend ins Schloß kam, waren die hundert Hasen vollzählig.

Da machte der Hof große Augen und der König noch viel größere, denn er hatte die Prinzessin am Morgen in einer





Verkleidung heruntergeschickt und einen Hasen laufen lassen. Als aber der Schneider seine Flöte spielen ließ, war er ihm wieder entlaufen. Ei, dachte deshalb der König, muß ich schlauer anfangen, am nächsten Tag wird die gnädige Frau Königin selber als Bäuerin gehen und einen Hasen handeln. Wie er es gedacht, also ließ er den Plan ausführen, und wenn sich die gnädige Frau Königin auch damit verstellte, sie tat letzten Endes doch, was der König wünschte. Um so erstaunter war der Hof, daß der muntere Schneidergeselle am Abend seine hundert Hasen wieder beisammen hatte. Es war beim zweitenmal nicht anders gewesen; der von der Königin erstandene Hase war zurückgelaufen, als er die Flöte hörte.

Also mußte der König die letzte List versuchen und selbst zur Handlung schreiten. Er legte die Puppen eines Bettlers an, trächzte und leiste und humpelte, als wenn das „Tipperlein“ ihn wahrhaftig gepackt habe. Ein Hasenfell soll Wunder tun! So ging und bestellte er den Gesellen an und hielt darauf, daß gewünschte Fell bald in der Hand.

Seine Freude war groß, aber noch größer sein Erstaunen, daß unter Schneidergeselle trotzdem seine Hasen, hundert an der Zahl im Stalle hatte. Da mußte der König wohl oder übel die erste Aufgabe als gelöst ansehen.

„Nun muß Er mir einen Sad voll Geschichten erzählen“, befahl der König. Der Geselle bedachte nicht lange und fing an, wie zuerst die Prinzessin zu ihm gekommen und ihn zehnmal auf den Mund geküßt habe, damit sie

Es war einmal ein armer Schneidergesell, der hieß Stups, trug ein blaues Wams und einen blonden Schopf. Er war groß und stark . . .

einen Hasen von ihm erhielt. Da machten die Hofleute ein dummes Gesicht, und die Hofdamen licherten hinter ihren Fächern. Die Prinzessin aber schämte sich sehr . . .

Er erzählte weiter und gab sein Erlebnis vom zweiten Tag zum besten. Da war es die gnädige Königin selbst gewesen, die vor dem Hasenhüter einen Kopfstand gemacht hatte, und als Belohnung hatte er ihr den Hasen geschenkt.

Der König schüttelte würdevoll den Kopf, indes die Königin rot anlief wie ein Butter und die jüngsten Hofdamen laut loslachten. Wie konnten die Königin und die Prinzessin nur so dumm sein, dachte der König. Frauen sind nichts nütze, sie werden in der besten Verkleidung doch erkannt.

Da horchte er auf, denn der Geselle hob abermals an. Da, war das nicht seine eigene Geschichte? Mit Schauder dachte der König an den würdelosen Akt, da er für das Hasenfell den Hasi dreimal küssen mußte . . .

„Heda, Schneidergesell“, rief er, „hast Er ein, Er hat die Aufgaben gelöst, der Sad mit Geschichten ist längst überfüllt. Merkt Er denn nicht?“ Da lächelte der Schneidergeselle und nahm die Hand der Prinzessin . . . Übers Jahr wurde Hochzeit gefeiert, und sie lebten glücklich und in Freuden . . . Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

Eine Mitteldeutsche Jungmädelsführerin.



# Wenn der „lange Karl“ das gewußt hätte!

„Zum ersten Male habe ich sie am Birkenwäldchen getroffen, als ich die Röhre auf die Weide trieb“, erzählte Trude ihrer Mutter. „Man konnte es ihnen gleich ansehen, daß es Stadtmädel sind, sonst wären sie nicht alle von den Rädern gestiegen, als die Röhre über den Weg kamen. Krügers Fräule hat der schwarzen Sterle ein paarmal mit der Gerte um die Hinterbeine gezogen, daß sie sich unverletzt in Galopp setzte. Dann wollte sich Fräule natürlich tollschämen, als die Mädel einen großen Bogen um die Schwarze machten. So ganz geheuer war ihm das aber doch nicht. Fräule ärgerte sich auch, daß er nicht mit den Pimpfen auf Fahrt gehen kann, weil jetzt jeder auf dem Hof gebraucht wird. Aber mir geht es schließlich nicht besser, und Schusters Lena hatte schon ganz fest zugesagt, daß sie die Rheinlandsfahrt mitmacht, und ich ihre Mutter krank geworden, und sie muß nun auch zu Hause bleiben.“

Trude plagt sich heute länger als gewöhnlich mit den Röhren, ehe sie alle im Weidegarten verschwinden. Kein Wunder, daß sie so unruhig sind. Das hat der Fräule mit seiner Gerte auf dem Gewissen, aber auch die vielen Mädel auf der Straße. Wo sie nur hinfahren mögen?

Später beim Rübenhacken muß Trude noch oft an sie denken. Wenn man sich ausmalt, was sie wohl alles unterwegs erleben mögen, vergißt man darüber, daß der Boden sehr hart ist und die Sonnenhitze über dem baumlosen Feld flimmert.

Zum Mittag kommt der lange Karl von der Wiese herüber und pflückt ein paar Sätze voll Rübenblätter für die Schweine.

Trude steigt mit der Mutter zu ihm auf den Wagen. „Wieviel Reichen haben wir heute geschafft?“ will er gleich wissen, aber es wird nichts Rechtes aus der Unterhaltung.

Die „Viele“ ist scheinbar auch der Meinung, daß die Sonne es gut meint. Sie läßt den Kopf hängen und schleicht über den Sommerweg, als müßte sie ihre eigenen Schritte zählen, was bei vier Reichen gewiß keine Kleinigkeit ist. Nur wenn ihr die Peitsche zu nahe um die Ohren pfeift, fällt sie für ein paar Augenblicke in Trab.

Am der Ecke bei Krügers Wäldchen geht ein Rud durch das ganze Fuhrwerk. Karl nimmt die Zügel kurz und knallt so auflegend mit der Peitsche, daß „Viele“ sich im ersten Schreck zu ein paar langen Galoppjagen entschließt. „Donnerja“, zischt der Lange zwischen den Zähnen heraus und brucht sich weit vor. „Da sitzt doch wer in den Apfelbäumen und — und dort — und überall! Und die Fahrräder im Straßengraben! Na, wartet nur, ihr!“

Jetzt erkennen auch Trude und die Mutter, was er meint. Richtig! Auf der Michelsdorfer Straße sind die Obstbäume lebendig geworden. Weiß und bunt schimmernd es aus den Baumkronen, hier und da lehnt eine Leiter am Stamm, und nun sind auch schon die Körbe zu erkennen, die in Reihen zwischen den Bäumen stehen.

Unter den ersten Bäumen reißt Karl die „Viele“ so kurz zurück, daß der Langbaum ächzt und die Räder tief in den aufgefahrenen Sand graben. Aber seine Stimme übertrifft das Knirschen. Er weiß zwar selbst nicht, über wen sich sein Donnerwetter ergießt, aber das spielt im Augenblick keine Rolle. Als er zwischendurch einmal Atem schöpft, weil ihm die Brust wegbleibt vor lauter Aufregung, antwortet ihm ein mehrstimmiges helles Lachen aus der dichtbelaubten Krone, dann kommt langsam ein Fuß zum Vorschein, und nach und nach ein Bein und schließlich ein zweites.

Nachher ist der Karl nicht wenig erstaunt, als er sich von mehr als fünfzehn Mädeln umringt sieht, die sich mit aller Seelenruhe daran machen, Körbe und Eimer voll Äpfel herbeizutragen und auf seinen Wagen zu laden. „Zum Ortsbauernführer fahren Sie die bitte, und in einer halben Stunde können wir zum Essen.“

Über Mittag läßt sich Karl noch einmal alles ausführlich von Trude erzählen. Er ist den Mädeln heute morgen auch begegnet und hat genau so wie Trude angenommen, sie wären auf Fahrt. Daß sie aus der Stadt kommen, um einen Tag lang bei der Obsternte zu helfen, ist ihm durchaus unverständlich.

„Stadtkinder wollen auch mal richtig am Obst latschen, und wenn sie nebenher ein paar Pfund pflücken, dann ist das schon selbstverständlich.“ Aber warum sie eine ganze Woche im Dorf bleiben wollen und übermorgen, wenn die Äpfel auf der Ähre gereifet sind, mit den Birnen anfangen, das will ihm freilich nicht in den Kopf.

In den ersten Tagen macht er jedesmal einen großen Bogen, wenn er eins der Mädel von Ferne kommen sieht. Er läßt sich nicht gern an seine ärgerliche Arafelerei auf der Michelsdorfer Chaussee erinnern. Aber als die Mädel am Sonnabend ihr Dorffingen machen und ihn nachher zum Volkstanz holen, hat der lange Karl den Ärger schnell verschmerzt.

Er kann es sich nur nicht verkneifen, doch noch danach zu fragen, was die Mädel eigentlich eine ganze Woche lang im Dorf wollen. „Ihr hier draußen habt alle Hände voll zu tun, uns Stadtmenschen das Brot zu schaffen, aber weil auch das Obst nicht umkommen darf, nehmen wir euch das Pflücken gerne ab. Das ist auch schließlich ganz selbstverständlich, denn das Brot und das Obst gehören nicht nur dir oder mir, sondern uns allen.“ Ja, das ist wirklich so einfach, daß auch der lange Karl ohne weiteres einseht.







Von Gottfried Rothacker. Copyright by Verlag Junge Generation, Berlin

Der Herr der Landstraße, die von Kirwang ins nächste Nachbarort führte, war Herr Ulrich Stingel. Er war fast den ganzen Tag unterwegs in seinen schweren erdbraunen Stiefeln und den Krampen mit dem langen Stiel über der Schulter. Die Schlaglöcher der Straße füllte er mit Geröll und Kies.

Wenn sie auch der nächste Regenguß wieder aufschwemmte, so verdroß ihn das nicht. Er hatte mehr Geduld als das Wetter, und nach dem ersten Male machte er die Straße mit genau derselben Gleichgültigkeit eben wie nach dem fünfzigsten und hundertsten Male. Unermüdet hatte er die Grastränder auf beiden Seiten der Straße gleich. Wie oft die Abflujungen nach den Gräben zu auch verstopft und verschlammmt waren, er pugte sie immer wieder sorgfältig aus.

Im Winter war er von früh bis abends drauhen, und auch der eifigste Schneesturm konnte ihn nicht abhalten, die Straße von den Schneeverwehungen frei zu halten. Im vorigen Winter erst war — einmal nach Hause gekommen und todmüde und höhrend in die warme Stube getreten. Den ganzen Tag über hatte ein heulender Eiswind drauhen getobt, erlörene Äste von den Bäumen gebrochen und ganze Berge von Schnee über die Straße geworfen. Stingel hatte das Menschenmögliche getan, um die Straße frei zu halten; seine Arbeit war ein verzweifelter Kampf mit der entfesselten Natur, er wollte sich nicht unterliegen lassen. Unter den wärmenden Kleidern wurde sein Körper vom Schweiß naß. Wenn er, um zu verschaukeln und die schmerzenden Arme ein wenig rasten zu lassen, innehielt, drang der eifige Schneehauch durch Rock und Wollhemd. Wie nasses Eis peinigte ihn die grimmige Kälte.

Am gleichen Abend befiel ihn ein hitziges Fieber. Er führte witzige Reden und erkannte Frau und Kinder nicht mehr. Der Arzt, den man rufen mußte, hatte nicht viel Hoffnung, den Mann zu retten. Aber er tat, was in seinen Kräften lag, um der schluchzenden Frau und den weinenden Kindern den Vater zu erhalten. . . . Nach einigen Tagen war die ärgste Gefahr vorüber. Der Arzt begann zu hoffen, daß er Stingel retten würde.

Draußen im Hausflur standen, verschüchtert und verzängstigt, an die Mauer gedrückt, Stingels beide Mädchen, die zehnjährige Elia und die zwölfjährige Herta. Sonst wußten die vor Übermut nicht, was sie alles tun sollten und was alles belachen. Jetzt aber war ihnen alles Lachen vergangen. Dann und

wann wischten sie sich die mühsam verhaltenen Tränen aus den Augen.

Als der Arzt an ihnen vorbeiging und ihnen tröstend über die Haare fuhr, als er ihnen sagte, daß Gott ihnen den Vater wohl erhalten werde, da huschte ein Lächeln über ihre Gesichter. Als der Arzt nochmals wiederholte: „Na, wenn ich's euch sage, dann könnt ihr's glauben. Vater wird wieder gesund werden“, da wich die fürchterliche Angst von ihnen. Herta stieg in lindlicher Dankbarkeit dem Arzt die Hand und flüsterle: „Vergelt's Ihnen Gott!“

Als die beiden dann zaghaft und mit klopfendem Herzen die Stubentür öffneten, sah Vater Stingel aufrecht im Bett. Mit großen, erwachenden Augen sah er auf seine Kinder. Er sagte nichts, nicht ein Wort, aber Mutter und Kinder bemerkten, wie er die Lippen bewegte und dann in tiefer Bewegung schlief.

Als seine Frau zu ihm trat, um ihn zu stützen, weil sie meinte, ein Schwächeanfall überwältigte ihn, da sah er sie und die Kinder wieder an und sagte: „Es wird wieder gut werden. Alles gut.“

Da konnte Frau Stingel nicht länger verschweigen, was sie schon längst sagen wollte. Sie setzte sich auf den Bettrand und nahm ihres Mannes Hand in die ihren: „Daß du's weißt, Mann: Jetzt mußt du dich schonen. Du darfst nicht so lang auf der Straße bleiben, bis du umfällst. Das ist eine Sünde, Mann, du hast Frau und Kinder.“

Da verzant der hoffnungsvolle Schimmer in Stingels Augen, und — gab zur Antwort: „Eben weil ich dran denk', an dich und die Kinder, deswegen muß ich aushalten, solange als ich kann. Denn wenn ich's nie tu, wird man mich entlassen. Ja, wenn ich ein Fischchen wär, da wär's schon besser. So aber, weil ich ein Deutscher bin — — —“

Er hielt mitten im Satz inne und sah seiner Frau angstvoll ins Gesicht. Er sagte weiter: „Was fangen wir an, wenn ich die Arbeit verliere? Ich bin der letzte Deutsche weit und breit, der noch in Stellung ist. Alle andern haben sie entlassen; der war ihnen zu alt, der andere war nicht tüchtig genug, und bei den übrigen war es das und das. Man hat sie doch nur hinausgeworfen, weil es Deutsche waren und man Fischchen an ihre Stelle setzen wollte. Ich bin der letzte. Wer weiß, wie lange noch?“

Frau Stingel drückte ihren Mann auf das Kissen zurück. Mit der ganzen Liebe, deren eine abgearbeitete Sorgenbeladene Mutter fähig ist, sagte sie zu ihm und legte ihre Hand auf seine heiße, feuchte Stirn: „Erst mußt du gesund werden, Ulrich. Dann sollst du über solche Dinge sprechen und die Sorgen machen. Warum sollten sie dich um Arbeit und Brot bringen, wo doch jeder Mensch weiß, wie fleißig und unermüdlich du bist?“

Der Mann versuchte zu lächeln: „Wie gut du sprichst, Mutter! Schütz uns der Herrgott im Himmel vor dem bösen Willen der Feinde.“ Dann fiel er, während die Frau ihm tröstend die Haare und Wangen streichelte, in einen tiefen zettenden Schlummer.

Die beiden Mädchen Elsa und Herta standen unbeweglich da, hielten sich an den Händen gefaßt und fühlten in ihren kindlichen Seelen nichts anderes, als daß ihr Vater wieder gesund werden würde.

Als dieser eingeschlafen war, schlichen sie sich auf einem Wink der Mutter leise wie Rädchen hinaus, legten sich auf die hölzerne Schwelle vor der Haustür und sahen glücklich dem jungen tollpatschigen Wald zu. Der wälzte in knurrend im Schnee und biß in tonischem Zorn in das unbekannte weiße Etwas, das dauernd vom Himmel fiel. Da sprangen die Kinder auf, nahmen den unbeholfenen Hund und legten ihn lachend mitten in eine außerwärtige Schneewehe, darinnen er trampelnd und bellend versank. Endlich hatte er sich herausgearbeitet und deutete den Schnee aus seinen Haaren, daß die langen Ohren um sein Köpfchen klafften. Scheltend und empört bellte er die lachenden Mädchen an, aber man sah an seinen vergnügten Augen deutlich, wie sehr ihm der Spaß in der merkwürdigen weißen Wolle gefiel, die er noch nie gesehen hatte.

Als die Mutter rief, war alle Trauer aus den Augen der Kinder verschwunden, und die blonden, zerzausten Haare hingen wie lustige Fädchen neben den roten Backen. Herta sagte ihre Mutter beim Kopf und fragte: „Zehnt wird Vaterla wieder

trostlos in den Himmel. Das betrübt den Mann, als wären es seine eigenen Bäume. Nachdem er diesen Wetterschaden seinen Vorgesetzten gemeldet hatte, suchte er einige Leute im Dorf zusammen und machte sich mit ihnen daran, die erkrankten Bäume zu fällen und die Wurzelstöcke auszugraben. Die andern Bäume aber blühten wie nur je, und ein herrlicher Frühling und ein sommerlicher Mai brachte es mit sich, daß alle Bäume bald in strahlendem Grün und leuchtendem Rot prangten. Viel früher als in anderen Jahren stand die Kirchengemeinde bevor.

Eines Tages kam ein Herr des Straßenausschusses heraus, um die Bäume für das heutige Jahr zu verpachten. Von weit und breit kamen die Händler und die Bewohner aus den nahgelegenen Dörfern. Denn es war seit Jahrzehnten her Brauch, daß jeder sich einen oder mehrere Bäume erkaufte. Die Kirichen wurden dann in der Sonne getrocknet, denn im Winter liebte alt und jung gebadene Kirichen ebenso wie gebadene Pflaumen und Birnen. Was für herrliche Gerichte ließen sich aus diesem Backobst bereiten!

Die Pachtversteigerung war in früheren Jahren immer ein kleines Volksfest gewesen. Fast jeder hatte sich ein, zwei Bäume im Vorhinein ausgelacht. Ohne viel Streit und Gejähre erhielt auch fast jeder seine Bäume zugewiesen. Die Leute machten dann ein bestimmtes Zeichen an den Baum; der eine band ein paar Strohhalme darum, der andere steckte ein kleines hölzernes Kreuz in die Rinde. Kurz, es hatte jeder sein Zeichen. Es kam fast nie vor, daß jemand um seine Kirichen bestohlen wurde, es sei denn, daß ein Landstreicher nächtlicherweise seinen hungrigen Magen damit füllte.

Heute ging es bei der Versteigerung ganz anders zu, und es gab bald zu Anfang eine Menge entsetzter Gesichter. Als der ober jener seinen Wunsch oder sein vermeintliches Anrecht auf den oder jenen Baum, den er schon viele Jahre hintereinander gepachtet hatte, dem Mann der Behörde kundtat, hörte dieser gar nicht darauf. Er sah die Leute nur unwillig an und machte ein verdrießliches Gesicht. Er sagte nur: Wer etwas von ihm wolle, müsse scheckisch reden; er habe keine Lust, sich mit der deutschen Sprache herumzuergern.

Als manche von den Deutschen eine unwillige Bemerkung machten, weil dieses neue Vorgehen ausbrachte, da wandte der Mann ihnen kurzerhand den Rücken. Er sagte auf scheckisch, daß die Bäume nicht einzeln, sondern zu hundert Stück verpachtet würden. Wer mitsteigern wolle, soll ein Angebot machen. Da meldeten sich die Händler zu Wort, die auf einmal scheckisch sprachen, obwohl sie vorher deutsch gesprochen hatten, so daß man sie für Deutsche hielt. Man hörte nur wenige Worte, ein paar Zahlen, dreihundert, vierhundert, fünfhundert, keiner mehr, Schluß. Sonst nichts.

Ehe die Deutschen sich noch mit der plötzlichen und unerwarteten Neuordnung des Verpachtungsvorganges abgesunden hatten, ehe sie sich noch besprechen konnten, war alles vorüber, und fremde scheckische Händler waren für einen Wappenstein Herren der Straße. Manah einer machte seinem Unmut Luft, und Rufe und Verwünschungen klangen auf. Der scheckische Beamte aber lachte nur. Konnten sie schimpfen, diese Deutschen!

Stingel hatte das alles schweigend angehört. Er sah die rasche Oberflächlichkeit, mit der hier ein Mensch Recht und Unrecht durcheinanderspielte. Er dachte daran, daß ihm bisher alljährlich die ersten drei Kirichbäume am Dorftrand gegen eine geringe Pacht zugesprochen worden waren. Das gehörte eigentlich zu seiner Entlohnung, wie ihm auch der Straßengraben vom Dorf bis zum ersten Meilenstein zuktand. Das üppige Gras war ihm die wichtigste Nahrungsquelle für die



gesund, geht?“ Froh gab die Mutter zur Antwort: „Ich glaub', ja.“

Seit diesem Tage waren mehrere Monate vergangen. Längst tat Vater Stingel wieder seinen Dienst, krampte bei Sonne und Regen die Straße, seine Straße entlang, und hielt sie sauber, als wäre sie seine gute Stube.

Im harten Winter waren viele von den Kirichbäumen bis ins Mark erfroren. Sie waren kein Stolz gewesen. An allen Straßen weitum gab es keine so prächtigen Kirichbäume wie an selber. Nun starzte mehr als die Hälfte davon tot und



Auß, die er im Stalle stehen hatte. Heute waren die Bäume vergehen worden, und er stand mit leeren Händen da.

Er mußte das dem tschechischen Beamten sagen; vielleicht wußte der nichts davon. Er war ja heute das erste Mal da herauf. Er wollte auf den Mann zutreten und zu reden anfangen, da winkte der ihm zu. Sie gingen alle zusammen in die nahegelegene Wirtsstube, um die Verträge in Ordnung zu bringen. Als sie die Häuser entlang schritten, fanden da und dort Leute und sahen mit bösen Augen den Vorbeigehenden nach. Manch einer rief auch etwas herüber.

Den tschechischen Beamten aber schoß das gar nicht an. Mit hoch erhobenem Haupte und einem vergnügten Lächeln auf den Lippen ging er weiter. In der Wirtsstube war der tschechische Beamte leutselig zu den neuen Pächtern. Dann und wann trank man ein Glas Schnaps miteinander, schmatzte behaglich mit den Lippen und schüttelte sich die Hände. Die wenigen Vertragspapiere waren bald unterzeichnet.

Jetzt wagte es Stingel, auf den Beamten zuzutreten und er begann, etwas unbeholfen, wie immer, wenn er mit fremden Menschen reden sollte. Dazu sah ihn jener mit schiefen, bohrenden Blicken an, was ihn vollends verwirrte. Er sagte: „Sie entschuldigen Herr, wenn ich da etwas frage. Es war in den vergangenen Jahren so, daß ich von den Bäumen an der Straße drei zu pachten bekam. Die ersten drei an der linken Seite, wenn man aus dem Dorf kommt.“

Jetzt soll er mir Bescheid geben, dachte Stingel. Wenn er ein ordentlicher Mensch ist, wird er sagen: Das hab' ich nicht gewußt, Stingel. Das hätten Sie gleich sagen sollen. Natürlich bekommen Sie Ihre drei Bäume wieder? Aber der Beamte sagte nur, als hätte er nicht ganz verstanden: „Na, und?“ Stingel hörte die Ungeduld in der unwilligen Frage. Er legte die Hände auf den Rücken und umklammerte die Mäule: „Kann ich die Bäume heuer nicht auch bekommen? Die Frage ist gestattet, Herr? Oder nicht?“ Da lächelte der Beamte wie einer, der Häuser verleiht: „Sie sollen die Bäume haben, Stingel. Freilich sollen Sie die Bäume haben.“ Und schon wandte er sich an den in Betracht kommenden Pächter, um die Bäume aus der Verpachtung herauszunehmen.

Stingel war sehr froh. Das war ein Mensch, mit dem man reden konnte, ein ganz umgänglicher Mensch. Ein Tscheche, ja. Aber er hatte ein Herz wie die Deutschen. Schon hatte der Beamte die Sache mit dem Pächter ins Reine gebracht. Stingel hatte seine Bäume wieder. Er wollte ein Wort des Dankes sagen. Aber jener kam ihm zuvor. „Schon gut, Stingel. Das geht in Ordnung. Sie sind ein tüchtiger Arbeiter, wir wissen das. Weiter so brav bleiben, das ist gut für Sie. Kommen Sie in zwei Wochen zu uns. Es ist manches zu besprechen, Schotter- und Sandlieferungen für die Straße. Auf Wiedersehen, Stingel.“

Stingel ging hinaus. Nicht einen Augenblick machte ihn der anbefohlene Gang zum Straßenbauamt hängig. Den mußte er mehrmals im Jahre machen, natürlich. Er wußte ja nicht, daß es diesmal ein besonderer Gang sein würde, ein Gang, von dem er als ein anderer Mensch zurückkehren würde.

Zwei Wochen vergingen. Es war jener Tag, an dem für seine beiden Kinder der letzte Schultag des Schuljahres war. Im gleichen Augenblick, als Edda und Heria sich auf den Gang zur Schule machten, legte er sich auf sein Rad und fuhr in die Stadt. Hier wurde er an einen andern Beamten gewiesen. Scheu und ehrwürdig betrat er den Raum, an dem ein Mann hinter dem Schreibtisch sah wie ein Fürst, der Bittsteller empfängt. Stingel grüßte und trat näher.

Der Mann hinter dem Schreibtisch hatte ein strenges Gesicht und eine blühende, goldgeränderte Brille vor seinen Augen. Er sagte knapp und scharf: „Sie sind?“ Stingel gab zur Antwort: „Ulrich Stingel, Straßenabschnitt c 2, Bezirksstraße erster Klasse zwischen Kirwang und Grabersdorf.“

Der Beamte sprach, nachdem er einen Zettel aufgenommen hatte: „Hier sind die Aufstellungen über die fälligen Materialanlieferungen. Sie wissen, wie Sie damit umzugehen haben?“ — „Ja wohl.“ — „Das ist gut, denn ich habe wenig Zeit. Ich muß Ihnen außerdienstlich noch etwas sagen. Sie wissen, daß im Herbst in Ihrem Dorf eine tschechische Schule eröffnet wird?“

„Nein, davon weiß ich nichts.“ — „Na gut. Dann hören Sie's eben jetzt. Wir wünschen, daß die Kinder unserer Arbeiter die

tschechische Schule besuchen. Wie ich aus den Akten entnehme, haben Sie zwei Kinder. Sie wissen also, was Sie zu tun haben.“

Stingel hatte das Gefühl, als hätte ihm jemand vor die Brust gestoßen. Seine Kinder in die tschechische Schule schicken, seine deutschen Kinder? Er kammele losungslos: „Ich muß meine Kinder in die tschechische Schule schicken?“

Der Beamte stand auf und sagte ruhig, indem er gelangweilt zum Fenster hinausblitzte: „Müssen? habe ich gesagt „müssen?“ Wer kann Sie zwingen? Nein, Sie können tun, was Sie



wollen. Aber wir legen Wert darauf, daß die Kinder jener Leute, die unser Brot essen, in einem Sinn erzogen werden, der uns zutrifft. Wir bieten Ihnen die Möglichkeit dazu. Was wollen Sie noch? Die Entscheidung überlassen wir Ihnen. Sie können gehen, Herr Stingel. Ich habe noch zu tun.“

Stingel ging hinaus. Er vergaß draußen, seine Mäule aufzulegen. Er war ganz verwirrt. So plötzlich und unerwartet war ihm das geschehen. Seine Kinder? Was wollte man mit seinen Kindern, die kein Wort Tschechisch sprachen und verstanden? Ja, du lieber Gott, was sollte denn das heißen? Ganz in Gedanken verloren setzte er sich auf sein Rad und fuhr nach Hause.

Welcher Teufel war in die Herren gefahren, fragte er sich, daß sie über seine Kinder bestimmen wollten. Nicht zwingen könnte man ihn, sagte der Herr, nicht zwingen? Und wenn er die Kinder nicht in die tschechische Schule schickte, was geschah dann? Hat das der Tscheche nicht gesagt? Freilich hatte er es gesagt, und es war nicht mißzuverstehen. Dann würde man ihn einfach um Arbeit und Brot bringen. Was dann?

Dann würden seine Kinder in die deutsche Schule gehen und hungern. Und das, was er seit Jahren fürchtete und was ihm alle Lebensfreude nahm, wäre dann eingetreten. Gibt es denn keinen Ausweg?

Als Stingel nach Hause kam und in die Stube trat, sah seine Frau auf den ersten Blick, daß ihrem Mann etwas widerfahren war. Sie erschrak bis ins Herz hinein. Was war nur geschehen? Sie fragte ihren Mann, zwei- und dreimal. Aber er gab noch keine Antwort. „So rede doch, Mann, rede doch!“

Stingel aber begann zu lachen, und sein Lachen klang wie ein Stöhnen. Die Worte brachen aus seiner Brust wie zweifelnder Hohn: „Nein, sie zwingen mich nicht. Ich kann tun, was ich will. Ich kann unsere Kinder in die schweizerische Schule schicken, und alles bleibt wie's ist. Oder ich kann sie in die deutsche Schule schicken, und ich werde gnädigst entlassen. Die Wahl hat man mir überlassen, mir ganz allein.“

Die Frau griff mit den Händen an das schmerzende Herz. Sie war blaß im Gesicht wie die Wand. Sie sagte in schredlicher Ergebenheit: „Nun ist es soweit gekommen, und unser Hoffen war vergebens.“ Der Mann aber rief: „Ich kann tun, was ich will. O Herr im Himmel, welche menschliche Gnade!“ (Fortsetzung folgt)

## Blick in die Welt

### Zur außenpolitischen Lage

Abgeschlossen am 29. Juli 1938

In der Juli-Ausgabe des „Deutschen Wädels“ ist unter „Empire in Schwierigkeiten“ die Situation in Spanien und Palästina dargelegt worden. Diesmal wollen wir uns den Endpunkt der englischen Seestraße durchs Mittelmeer — Suez — und das dazugehörige Hinterland Ägypten etwas näher ansehen.

#### Ägypten

Auch hier hat es England verstanden, diesen äußerst wesentlichen Posten fest in seine Hand bekommen, als durch den Bau des Suezkanals (1859 bis 1869) der Schiffsahrtsweg durchs Mittel- und Rote Meer der wichtigste Lebensnerv des Empires zu seinen Befitzungen rund um den Indischen Ozean und besonders zu seiner reichsten Kolonie, Indien, geworden war.

England hatte zunächst alles versucht, um den Bau des Kanals zu hintertreiben. Es wünschte nicht wegen einer Kettenverkürzung nach Indien, wenn sie auch 8000 Kilometer ausmache, unnötig große politische Verwicklungen heraufzubeschwören; denn den bisherigen Weg ums Kap hatte es sicher in seinem Besitz. Als jedoch der Bau des Kanals fest beschlossen war, setzte England sein ganzes politisches Gewicht ein, um den neuen Gegebenheiten Rechnung zu tragen. Es besetzte zwei Jahre vor Baubeginn die Insel Berin am Ausgang des Roten Meeres und bekam dadurch praktisch auch den Endausgang des Kanals in seine Hand. In den folgenden Jahren hatte es verstanden, trotz des Widerstandes der anderen Mächte, besonders Frankreichs, seinen Einfluß immer weiter auszubauen, so daß es bei Ausbruch des Weltkrieges durch die bloße Erklärung des Protektorats über Ägypten auch die formale Herrschaft über ein Gebiet bekam, das es in Wirklichkeit schon längst beherrschte.

#### Die erste englische Einflusnahme

Wie schon oft, so hat auch hier die Entscheidung eines Mannes das Schicksal eines ganzen Landes in weitem Maße bestimmt. Lord Beaconsfield, der damalige Leiter der englischen Politik, nutzte die ständige Geldverlegenheit des Khediven Ismail aus und erwarb die Mehrheit der Suezkanal-Aktien für 4000 000 Pfund. Als England erst einmal neben noch anderen Anleihen so stark finanziell an Ägypten interessiert war, nutzte es bald darauf den Staatsbankrott und die folgenden seltensichen Unruhen dahin aus, daß es Ägypten schließlich vollkommen militärisch, wirtschaftlich und verwaltungsmäßig in seine Hand bekam.

#### Gibt England Ägypten auf?

In den letzten Jahren sind nun dauernd Meldungen über ägyptische Unabhängigkeitsbestrebungen, englische Gegenmaßnahmen und schließlich englisches Entgegenkommen, einen englisch-ägyptischen Vertrag und eine neue ägyptische Verfassung durch die gesamte Weltpresse gegangen.

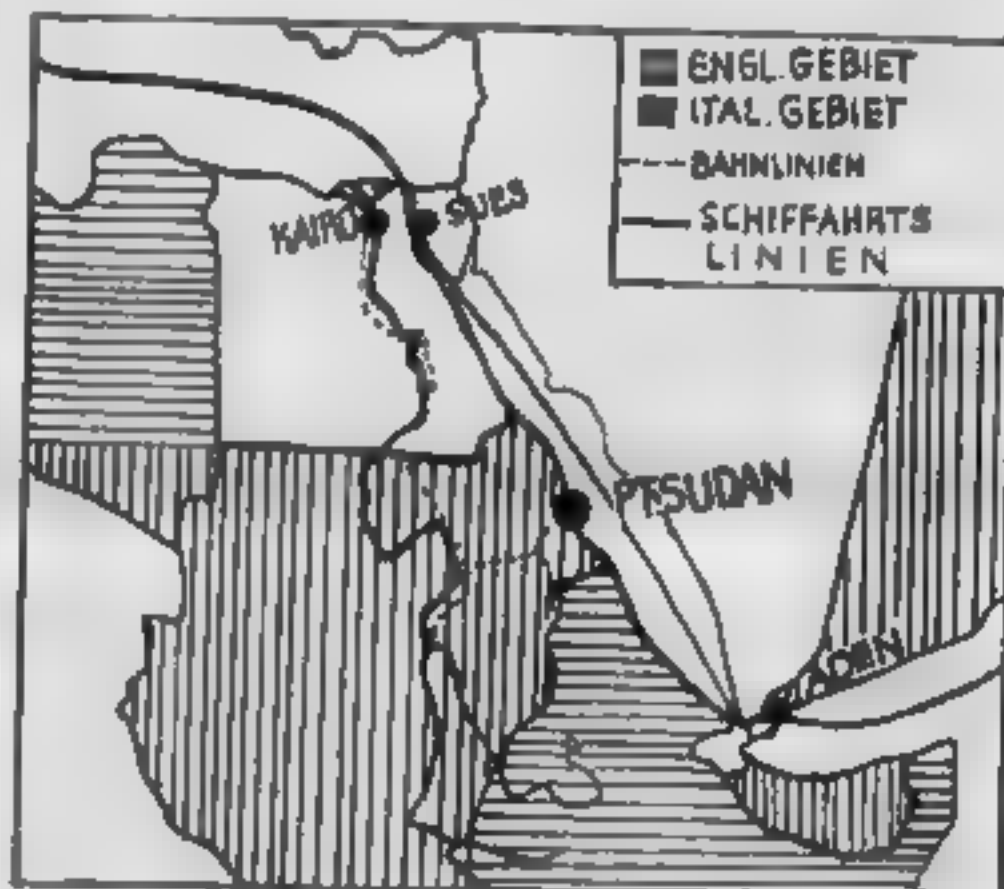
Hat hier England seine Vormachtstellung aufgegeben? Zunächst schien es so, als ob England wirklich einen Schritt zurückgegangen wäre und Ägypten auf Grund des Volksdrucks eine größere Freiheit und Selbständigkeit gewährt hätte. Meiner näheren Hinsehen bemerkt man allerdings, daß England wohl

in der Öffentlichkeit etwas zurückgetreten ist, daß es jedoch seine Stellung trotz des scheinbaren Entgegenkommens im englisch-ägyptischen Vertrag und in der neuen ägyptischen Verfassung nur noch fester ausgebaut hat. Eine der wichtigsten Bestimmungen des englisch-ägyptischen Vertrages besagt, daß die in der Suezkanalzone stationierte englische Flugwaffe berechtigt ist, ägyptisches Gebiet zu überfliegen, und daß darüber hinaus Ägypten verpflichtet ist, die nach englischen strategischen Gesichtspunkten angelegten Flugplätze und Aulostrecken zu unterhalten. Bei der Bedeutung, die die Flugwaffe heute in einem Gebiet ohne Flugabwehr hat, geht daraus schon die unbedingte militärische Beherrschung des Nillandes durch England hervor.

Eine zweite Bestimmung besagt, daß der Aufbau der ägyptischen Armee unter Anleitung und Aufsicht britischer Offiziere vorgenommen werden soll. England hat sich damit, wenigstens für die nächste Zeit, auch in der Führung der ägyptischen Armee eine Position geschaffen, die einen Einsatz dieser Armee gegen England unmöglich macht.

#### Englischer Wirtschaftseinfluß

Nicht nur auf militärischem Gebiet ist Ägypten abhängig; noch wirksamer ist der Einfluß, den England wirtschaftlich auf Ägypten ausübt und mit dem es im Konfliktfalle die ägyptische Wirtschaft erdroffeln könnte. Das große Ägypten hat nur eine ganz geringe, allerdings sehr fruchtbare Ackerfläche



im Überschwemmungsgebiet des Nils. Das war früher die durchaus ansehnliche Ernährungsgrundlage der sehr zahlreichen ägyptischen Bevölkerung. Heute wohnen 15 Einwohner auf dem Quadratkilometer der gesamten ägyptischen Bodensfläche. Wenn man berücksichtigt, daß von dieser Fläche nur etwa  $\frac{1}{3}$  v. H. (die Nilniederung) bebaubar ist, erhöht diese Zahl auf etwa 440 je Quadratkilometer des Kulturlandes, eine Zahl, die nur in sehr wenigen Gebieten der Erde erreicht wird. England hat es in der Zeit seiner Herrschaft verstanden, die gesunde Ernährungsgrundlage Ägyptens zu zerstören und es zum Baumwoll-Exportland zu machen. Ägypten ist daher heute in seiner Ernährungswirtschaft vollkommen auf die Einfuhr, vor allem aus englischem Gebiet, angewiesen. Andere Zufuhrmöglichkeiten als durch das Mittelmeer gibt es für Ägypten nicht, und diese hat Englands See- und Luftflotte fest in der Hand.

#### Ägypten und der Sudan

Das dritte große Druckmittel neben militärischen und wirtschaftlichen besitzt England im Sudan. Ägypten und der Sudan sind früher eine Einheit gewesen, die sich sehr gut ergänzt haben. Heute hat England diese wirtschaftliche Ergänzung stark unterbrochen. Es hat einen großen Teil der Ausfuhr des Sudans, der früher nach Ägypten ging, durch den Ausbau des Hafens Port Sudan am Roten Meer und der Bahnlinien dorthin ganz in seine Hand gebracht. Den weltweiten Druck kann es allerdings im Sudan durch





Nivea-Creme: 12 bzw. 30 St.  
Nivea-Öl: 30 St. bis RM 1,10

## Warum hält sie den Kopf schief?

Haben Sie schon beobachtet, daß jede Frau dieselbe Bewegung macht, wenn sie ihre Hand oder ihr Bein betrachtet. Immer hält sie den Kopf schief. Dieses Mädchen hier ist zufrieden, weil sie sieht: ihre Haut ist schön braun und geschmeidig. Es vergift aber auch nicht — wie Sie leben — die besonders stark von der Sonne bestrahlten Stellen, wie Schenkel, Schultern und Nacken, sorgfältig eingekreimt — mit einer Creme, die tief eindringt, nämlich mit der tageshaltigen Nivea-Creme. So bekommt man eine schön gebräunte, sammetweiche Haut.

*Mit Nivea in Luft und Sonne*

die Regulierung des Nilwassers auf Ägypten ausüben. Die so oft als Schreckensgespenst für Ägypten aber auch für den Sudan erwähnte Ablenkung des Nils ist zwar praktisch nicht möglich, doch können durch die Wasserwirtschaft des Sudans und die Wassermengen, die man Ägypten zukommen läßt, seine Ernteeinträge in Frage gestellt oder doch sehr verringert werden. So sind die großen Stauwerke am oberen Nil in Englands Hand mit der dadurch gegebenen Kontrolle über das Nilwasser für England das Mittel, mit dem man Ägypten seinen Wünschen immer gefügiger machen kann.

Die inneren ägyptischen Widerstände und Schwierigkeiten sind also für England nicht von großer Bedeutung. Der Einfluß, den Italien in diesem Gebiet durch die Eroberung Abessinien verschafft hat, war dagegen für England schon unangenehm.

Im englisch-italienischen Ausgleichsvertrag ist daher England Italien weitgehend entgegengelassen, um so eine Gegnerschaft Italiens auszuschalten, die ihm im Augenblick politisch und militärisch sehr unangenehm gewesen wäre. Auf der anderen Seite hat es jedoch seinen Weg nach Indien auch in diesem Vertrag wieder stärker gesichert, indem von England und Italien gemeinsam die Einkufnahme anderer Staaten in der arabischen Welt abgelehnt wird. Seine eigene politische Stellung hat es durch die Unterwerfung der Gebiete von Hadramaut und Oman in härtester Weise ausgebaut.

England hat es also verstanden, die anfänglichen Schwierigkeiten in Ägypten dahingehend auszunutzen, daß seine Position in diesem Lande heute stärker ist als je.

## Zur außendeutschen Lage

### Zur Lage in der Tschecho-Slowakei

Jahrelang hatte die tschechische Regierung geglaubt, rücksichtslos ihren Willen den Volksgruppen im tschecho-slowakischen Staat unter Bruch heiliger Versprechungen aufzuzwingen.

Jetzt steht sie infolgedessen im zwanzigsten Jahre des Bestehens dieses Nationalitätenstaates seit Monaten der offenen Widerstandsbewegung der bisher entrechteten und unterdrückten Volksgruppen gegenüber. Mit leeren Versprechungen hatte die Regierung versucht, diese Volksgruppen unter Mißbrauch des parlamentarischen Parteiensystems abzuspalten. Im Frühjahr 1938 stand sie vor dem offenen Bankrott dieses Systems und mußte sich zu Verhandlungen mit den Volksgruppen und zu Zugeständnissen bereit erklären.

Sie versprach, durch ein Nationalitätenstatut die berechtigten Wünsche der Volksgruppen zu erfüllen. Unter dieser Voraussetzung ließen England und Frankreich der Tschecho-Slowakei in diesem Frühjahr ihren außenpolitischen Schutz angebedienen.

Bisher hat die tschechische Regierung ihre Zusagen in keiner Weise eingehalten. Es ist noch nicht einmal zu ernsthaften Verhandlungen zwischen der Regierung und den Volksgruppen gekommen, aber trotzdem spricht die Regierungspresse von der „Schlußphase“ der Verhandlungen. Die Regierung beabsichtigt offenbar, ihr Nationalitätenstatut einfach durch ihre parlamentarische Mehrheit im Parlament zu verabschieden und damit den Betrug an den Volksgruppen parlamentarisch abzuschließen.

Um das Abrollen dieses Manövers zu sichern, muß vor allem das Ausland, d. h. besonders England, über die wirklichen Verhältnisse und Umstände getäuscht werden; von vornherein muß man die „Schuld“ den anderen, den Volksgruppen, in erster Linie den Sudetendeutschen, zuschieben.

So hatte man in der tschechischen Presse schon immer behauptet, die Sudetendeutschen wollten gar nicht verhandeln, sie wollten nur diktieren. Solchen Behauptungen setzte Konrad Henlein, als der Führer der Sudetendeutschen, sein „Karlsbader Programm“ entgegen; auch zu den von Ministerpräsident Hodža nach dem 21. Mai veranstalteten Besprechungen fanden sich Vertreter der „Sudetendeutschen



## Jungen sind nicht wehleidig

Sie machen sich nichts aus einer kleinen Wunde oder Schramme. Aber weil auch kleine Verletzungen durch Verunreinigung gefährlich werden können, ist es besser, sie durch solches Auflegen von „Hansaplast elastisch“ zu schützen. Dieser Schnellverband ist immer gebrauchsfertig. Er wirkt blutstillend und keimtötend. Infolge seiner Querelastizität ist er „bewegungstüchtig“, d. h. er folgt den Bewegungen von Muskeln und Gelenken, ohne zu behindern.

**Hansaplast elastisch**  
Schnellverband D.R.P.

**Nicht so viel Wasser trinken – eine Tasse Kathreiner  
löscht besser den Durst und ist auch viel gesünder!**

Partei" ein. Als sie aber feststellen mußten, daß die Regierung ihr Verhandlungsprogramm, das Nationalitätenstatut, noch nicht fertig hatte, da legten sie selbst Anfang Juni ihr eigenes Programm vor, das die acht Forderungen Henleins aus Karlsbad im einzelnen näher bestimmte und ausführte.

Das geschah in einem der tschechischen Regierung am 7. Juni überreichten sudetendeutschen Memorandum, das von der Regierung als Verhandlungsgrundlage anerkannt wurde und über das die sudetendeutschen Vertreter, dem Wunsch der Regierung entsprechend, Vertraulichkeit bewahrten. Da durch Indiskretion Teile daraus bekannt wurden, die aber keinerlei Gesamturteil ermöglichten, und die tschechische Presse das sudetendeutsche Memorandum als phantastisch und undurchführbar verurteilte, wurde es am 19. Juli von der Sudetendeutschen Partei in seiner vollen Gestalt der Öffentlichkeit unterbreitet.

Dieses Memorandum der Subeten-deutschen Partei mit seinen vierzehn Punkten ist ein gründlich durchgearbeitetes staatspolitisches Dokument, das durch seine Mäßigung widerlegt, Henlein und seine Bewegung fordberten Unmögliches.

In erster Linie dient — dem Nachweis, daß sich die Autonomie der Volksgruppen im Rahmen des tschecho-slowakischen Staates verwirklichen läßt. Dieser Staat soll so umgebaut werden, daß er zu einem echten Nationalitätenstaat wird. Das Staatsgebiet soll so untergeteilt werden, daß einheitliche tschechische, deutsche, slowakische usw. Volksgebiete entstehen, die volle Selbstverwaltung erhalten.

Die Volkgruppen sollen innerhalb des Staates Rechtspersonlichkeiten werden, die ihre Grundrechte durch ihre eigenen Organe wahrnehmen und schützen. Zugleich soll die Einheit-

lichteit des Gesamtstaates verbürgt bleiben: durch das gemeinsame Staatsoberhaupt, das gemeinsame Parlament, die einheitliche Vertretung gegenüber dem Ausland, die einheitliche Armee, eine gesamtstaatliche Regierung und eine durchgehende, gemeinsame politische Verwaltung. Innerhalb dieses Rahmens des Gesamtstaates ist dann die national gegliederte Selbstverwaltung aufzubauen. So sollen z. B. die Aufgaben des Schulministeriums, des Ministeriums für soziale Fürsorge und des Gesundheitsministeriums auf die Selbstverwaltungskörperschaften übergehen. Ausgangspunkt für diese Regelung nationaler Selbstverwaltung darf aber nicht der durch zwanzigjährige Tschechisierung verschobene Siedlungsstand von 1938 sein, sondern der Stand von 1918. Als Ganzes stellt dieses Memorandum einen großzügigen Staatsumbau-Entwurf dar, der sowohl den Lebensbedürfnissen des Gesamtstaates wie denen der Volksgruppen gerecht werden soll.

Das lubetendeutsche Memorandum vertritt die wahre Demokratie, während der tschechische Versuch, die Nationalitäten durch Parlamentsmanöver zu überzumpeln, und ihnen durch knappe Mehrheiten ein Statut rein tschechischer Prägung aufzuzwingen, ein Gewaltakt gegen jedes Gebot gelunden Menschenverstandes wäre.

## STREIFLICHTER

## Madame Suzanne mobilisiert

„Wo sich Frauen zusammenfinden, um aus eigenem Entschluß und in selbstloser Weise die Kinder der Armen, Familien oder überhaupt sogar Hilfsbedürftige zu heizen“, so lesen wir in der Zeitung des Reichsarbeitsdienstes „Der Arbeitermann“, „dürfen sie zumeist des Beifalles der Öffentlichkeit ge-



Blätter fort gesagt, Aufst Maggi-Würfel mit!

Sie hat schon recht: mit MAGGI® Suppen und MAGGI® Fleischbrühe läßt sich unterwegs in wenigen Minuten (und billig!) ein kräftiges Essen bereiten.

**MAGGI® SUPPEN**  
1 Würfel 10 Pfg.

**MAGGI® FLEISCHBRÜHE**  
3 Würfel 9 Pkg.



## Mädchen, Jungmädchen!

**Sammelt die einzelnen Hefte Eurer Zeitschrift**

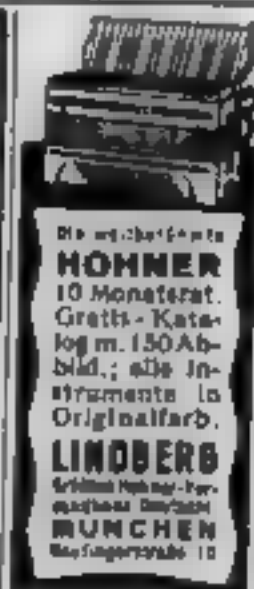
# Das Deutsche Mädel

## EINE IDEALE SAMMELMAPPE

In Naturleinen, mit Farbprägung auf Vorderseite und Rücken,  
könnt Ihr gegen Vorauszahlung des Preises von RM. 1,80  
(einschl. Versandporto) auf Postcheckkonto Hannover 2305  
bekommen vom Verlag

**Niedersächsisches Tageblatt G.m.b.H.**

Abteilung Zeitschriften • Hannover • Georgstraße 33



Für Endeabend  
Fahrt n. Lager  
die  
Bärenreiter-

## Charlôte

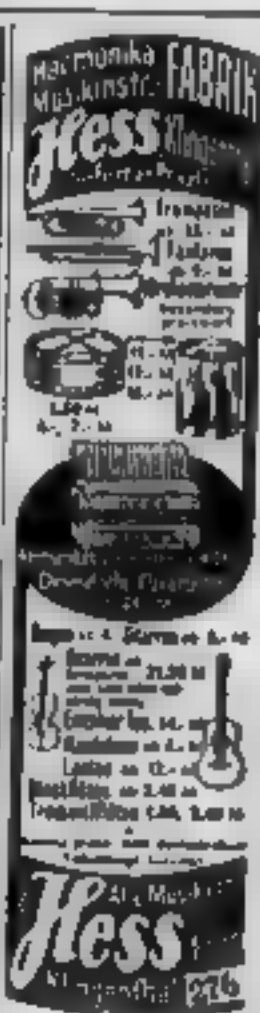
H.M. 4-  
Variationen für das  
Klavier/Vierstimmig  
(52 H.) Kantat. v. d.  
Hewerth Bach u.  
Musikalienhandl.  
Lauter.  
Witzelschloß 15.  
Katholische An-  
zahl geistl. Spiel-  
musik 1. d. Musik-  
Halle ganz a. des

**Werbung führt zum Erfolg!**

**Sell 1000 bowhr**



Schon für 10 Pf. allezeit zu haben







Beachtet die Inserenten Eurer Zeitschrift!

wiß sein, und natürlich gilt dies lediglich für Länder und Völker, wo die zuständigen Stellen des Staates versagen oder diese Pflichten der privaten Wohltätigkeit überlassen".

Witunter haben derartige Bestrebungen einen peinlichen Beigeschmack: z. B. wenn sich Damen der Gesellschaft zu einer Moderveranstaltung treffen, um nachdem sie einige hundert Mark für ihre Roben ausgegeben haben, ein paar Mark „für die Armen“ zu sammeln.

Jedes Volk hat es wohl im Gefühl, ob es sich bei solchen Bemühungen um ein wirkliches Hilfswerk oder um Eitelkeit und gesellschaftlichen Geltungsdrang reklamesüchtiger Almosenausstellerinnen handelt. Wir Deutsche haben auch auf diesem Gebiet eine dem Geist unserer Volksgemeinschaft würdige Methode entwickelt, die alle erfaßt, wirklich hilft und bei den zu Betreuenden niemals das Gefühl von Almosenempfang aufkommen läßt.

Darum sind auch nationalsozialistische Einrichtungen, wie Winterhilfswerk und NSV, nicht nachahmbar. Trotzdem werden sie wie auch andere Organisationen unseres deutschen

## Mein Haar fettete zu bald nach.



Tante Doris, der ich davon erzählte, gab mir den Rat, es doch auch einmal mit Helipon zu waschen, sie sei damit sehr zufrieden. Gesagt - getan, auch ich fand die Helipon-Wäsche herrlich. Mein Haar war nachher wunderbar glänzend und viel länger frisierbar. Das so milde Helipon hat einzigartige Wirkung - es muß doch etwas ganz Besonderes sein, denn es trocknet den Haarboden nicht so aus u. hält ihn gesund. Eine Haarwäsche kostet nur 15 Pf., weil jede 30 Pf.-Packung stets 2 abgeteilte Waschportionen enthält. Ferner gibt es ein „10 Pf. Helipon“ mit 1 Wäsche. Beim Einkauf bitte ausdrücklich **Helipon** verlangen.

Lebens fälschlicherweise vom Ausland mit eigenen Bestrebungen verglichen, wie es erst kürzlich wieder einmal in Paris geschehen ist.

Da haben sich also einige Pariserinnen zusammengefunden, um einen privaten Frauendienst ins Leben zu rufen. Madame Suzanne Grinberg hält einen Vortrag hierzu und verkündet, die „Mobilisierung der Pariserinnen“. Gewiß, es existieren bereits verschiedene Hilfswerke, aber es fehlt an Menschen, die sich wöchentlich für einen Abend oder einen Nachmittag zur Verfügung stellen.

Diese Mobilisierung der Frauen wurde durch einen — fünf — uhrige (!) eingeleitet, und die Presse berichtete ausführlich darüber: sie beschrieb genau den Hut, die Garderobe und die Gesichtszüge von Madame Suzanne, was sie für Blumen trug und aus welcher guten Familien ihre beiden Sekretärinnen stammten; schließlich wurde auch einiges aus dem Inhalt des Vortrages mitgeteilt.

Es besteht schon ein ähnlicher Dienst für Frauen im Hitler-Deutschland, meinte Madame Suzanne; dort sind die jungen

**Gütermann's Nähseide**  
IN UNVERÄNDERT BESTER QUALITÄT

! Achten Sie auf die Schutzmarke: Das Schachbrett.

Legen Sie für die Winterbackzeit Eier ein mit **Garantel**. Das Eiweiß trennt sich leicht vom Dotter und kann zu Schnee geschlagen werden. Der reine Geschmack bleibt erhalten. Beutel für 120 Eier 45 Pf.

Dr. Druckreys **Drula Bleichwachs**  
beseitigt alle Flecken, auch die hartnäckigsten.  
**Dönnmilchpulver**  
und Hautreinigungsmittel  
entfernt alle Hautschmutzungen.  
Chem. Labor Dr. Druckreys, Quedlinburg, 23

Anzeigen helfen verkaufen!



Mit der **ADLER** wird das Nähen zum Vergnügen!

KOLLEKTIVANWERBUNG WERKE ADLER

## „Geschwind — gewinnt“

„Früher hat's heute sein? Schmeckt mit Glücksklee Milch sehr fein!“

Früher lernten nicht nur früh kochen — sondern auch die Kunst des schmackhaften Zubereitens. Denn auf den Geschmack kommt's an! Und es schmeckt, wenn man **Glücksklee Milch** für seine Gerichte nimmt.

Wie viele herrliche Gerichte man mit der ergiebigen, immer frischen Glücksklee Milch zubereiten kann, zeigt das Rezeptheft, das die Glücksklee Milchgesellschaft m. b. H. Abt. 83 Hamburg 36 auf Wunsch gern kostenfrei zusendet.

Alles glückt mit

**GLÜCKSKLEE MILCH**  
aus der rot-weißen Dose





Mädchen in Gruppen zu vierzig in „camps de concentration“ kaserniert. „Und dieser Mädchendienst hat viel beigetragen zur Wiederaufrichtung des guten Geistes der germanischen Rasse. Aber er ist pflichtmäßig wie alles in Deutschland. Doch wir Franzosen lehnen den Zwang ab.“

Unsere „kasernierten“ Arbeitsmädchen, die betartige Bemerkungen mit einem stillvergnügten Lächeln quittierten, werden nun sicher gern wissen wollen, wie Madame Suzanne ihre friedliche Mobilmachung der französischen Frauen vorzunehmen gedenkt. Nichts einfacher als dies: sie ruft die Ordensinhaberinnen des roten Bandes der Ehrenlegion. „Ehre verpflichtet!“ lautet der Schlußruf. Und wozu? Nun, einmal in der Woche im eigenen Renault vorzufahren und einige Besuche zu machen. Natürlich ganz zwanglos nach der Rangordnung. Vor allem zwanglos, nur keinen Zwang bitte! Denn das wäre ja — deutsch.

Vielleicht könnten sich die Trägerinnen des roten Bandes wenigstens dazu zwingen, Verwechslungen und falsche Vergleiche zu vermeiden. Wir haben ja nichts gegen ihr munteres Geplauder und ihre gesellschaftlichen Betätigungen mit sozialer Note einzuwenden. Wir bitten nur um eins: vergleicht Salontänderei und soziales Geise nicht mit dem Einsatz und der Leistung unserer Arbeitsmädchen! Eine ganze Welt trennt beides.“

## UNSERE BÜCHER

Mit Baldur von Schirach auf Fahrt.

Von Kurt Werner. Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachfolger, München. 142 Seiten, geb. 2,40 RM.

Wir wiesen schon einmal nachdrücklich auf dieses Buch hin, das uns in so anschaulicher Weise ein Bild unseres Reichsjugendführers vermittelt. Kurt Werner, der den Reichsjugendführer zwei Jahre lang auf seinen Fahrten im In- und Auslande begleitete, gibt uns in knappen, charakteristischen Ausschnitten einen Einblick in Leben und Arbeit des Reichsjugendführers und zeigt damit zugleich in großen Umrissen den Aufbau und die Entwicklung der nationalsozialistischen Jugendorganisation. So wird dieses Buch nicht nur allen Mädchen und Jungmädern durch die lebendige Darstellung viel Freude machen, sondern auch zugleich den Stolz wecken auf die große gemeinsame Arbeit für den Führer. Hilde Munske.

Nordböhmische Dorfchronik.

Erzählungen von Gustav Lerch. Verlag Adam Kraft.

Auch diese Dorfchronik ist in der „Volksteutschen Reihe“ des sudetendeutschen Verlages Adam Kraft erschienen. Sie erzählt von den Menschen eines nordböhmischen Dorfes und von ihren Schicksalen während des Weltkrieges. Blutvoll und echt werden die Gestalten dieser Dorfbauern vor unser geistiges Auge hingestellt. Die Kunst dieser Darstellung und Menschenschilderung Lerchs schafft Bilder von zwingender Überzeugung und unheimlicher Suggestivkraft. Dr. Karl Lämper.

Die größere Heimat.

Von Bruno Brehm. Adam Kraft-Verlag, Leipzig. Preis: 2,40 RM.

Aus der volkspolitischen Schulungsarbeit können wir von Bruno Brehm „Das war das Ende“, „Weder Kaiser noch König“ und andere Romane. In „Die größere Heimat“ stellt der Dichter in kleinen Einzelbeispielen die starke Bindung heraus, die vom



Erst was essen — dann geht's weiter.  
Und was macht so satt und heiter?  
**Knorr** Erbwürst!

Außendeutschtum zum Reich, der Heimat aller Deutschen, besteht. Sie können für Heimabende und Lager-Lesungen empfohlen werden. Ursel Griesemann.

Von Langemarch nach Potsdam.

Der Marsch einer Jugend. Von Alfred Schütze. Wilhelm Lampert-Verlag, Berlin. 91 Seiten, geb. 2,80 RM.

In knappen Strichen zeichnete Alfred Schütze den Marsch der deutschen Jugend von Langemarch nach Potsdam. Er schuf damit ein schlechtes, aber eindringliches Bekenntnis der Jungen der Kriegsgeneration zu jenen Männern, die in Zeiten der deutschen Erniedrigung ihre Pflicht taten bis zum Tode. So zeigt dieses Buch den Jüngsten der Hitler-Jugend von heute jene Verpflichtung auf, die in den Jahren des Kampfes junge deutsche Menschen zu den Fahnen Adolfs Hitlers führte. Hilde Munske.

Die Aufnahmen dieses Heftes wurden zur Verfügung gestellt von: Reichsbildstelle der HJ.: Umschlag (2), S. 2 (3), S. 3 (2); Stralsunder Verkehrsverein: S. 1; Atlantic Photo: S. 3; Presse-Bild-Zentrale: S. 4, S. 5 (2), S. 6, S. 18, S. 19 (3); Presse-Illustrationen Hoffmann: S. 5 (3), S. 6, Barbara Soltmann: S. 7 (2), S. 8 (3), S. 9 (3); Senta Dinglreiter: S. 11 (2), S. 12 (3), S. 13; Bavaria-Verlag: S. 14; Gebiet Mittelhebe: S. 18, S. 22, S. 23 (6); Weltbild: S. 17; Ernst Knoth, Berlin: S. 24.

Es ist nicht einerlei, womit Du Deine Zähne pflegst. Wenn Du sie gründlich und doch schonend reinigen willst, nimm **Chlorodont**, die Qualitäts-Zahnpaste. Dann gehst Du sicher!



„Das Deutsche Wädel“ erscheint einmal monatlich. Bezugspreis 20 Pf. je Ausgabe. Herausgeber: Bund Deutscher Wädel in der D.J., Berlin; Hauptverlegerin Hilde Munske, Berlin. Verantwortlich für den Anzeigenenteil: Karl-Heinz Möhle, Hannover. — Verlag und Druck: Niedersächsische Tageszeitung G. m. b. H., Hannover, Al. Georgstraße 33, Bureau 3 04 21. Tel. 2 21. 1938: 135 133; davon Ausgabe Rurmark 895, Ausgabe Berlin 15 507, Ausgabe Pommern 4007, Ausgabe Nordsee 888, Ausgabe Niedersachsen 820, Ausgabe Ruhr-Riederrhein 868, Ausgabe Mittelrhein 874, Ausgabe Pfalz-Rhein 3211, Ausgabe Südrhein 304, Ausgabe Mittelrand 244, Ausgabe Sachsen 12 047, Ausgabe Thüringen 495, Ausgabe Franken 200, Ausgabe Ostland 4060, Ausgabe Mittelhebe 4734, Ausgabe Niederhebe 4735, Ausgabe Saarpfalz 2417. — Für Reichsausgabe Pf. 10. — Für vorstehend genannte Ubergangsausgaben: Pf. 9.



1

Berlin W 9, Röhrener Straße 3  
Fortsetzung dieser Spalte unten



### Kranken- und Säuglingspflege

Bilder in Krankenschulungen, Universitätskliniken (Grenzmaid, Kreisfranken-  
haus Bergen und Knappschmitt-Krankenhaus, Trögfurt-Geopoldshall evang. junge  
Mädchen, 15-30 Jahre alt, in Krankenpflege aus. Erste Station, Zeichen-  
geiß. Nähere Auskunft durch das Schwesterndienstamt des Strahlungs-

im August 1940, 1941, 1942, 1943, 1944, 1945, 1946, 1947, 1948, 1949, 1950, 1951, 1952, 1953, 1954, 1955, 1956, 1957, 1958, 1959, 1960, 1961, 1962, 1963, 1964, 1965, 1966, 1967, 1968, 1969, 1970, 1971, 1972, 1973, 1974, 1975, 1976, 1977, 1978, 1979, 1980, 1981, 1982, 1983, 1984, 1985, 1986, 1987, 1988, 1989, 1990, 1991, 1992, 1993, 1994, 1995, 1996, 1997, 1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621,

4. Nach Fortbildung: theoretischer  
Vorbereitung zur Einführung in den  
Dienst einer Schwester vom Teu-  
lichen Pflichten Dienst. National-  
sozialistische Schulung: Körper-  
erziehung! Praktische Arbeit  
im Krankenhaus des Mutter-  
hauses und der Krankenanstalt.  
2. Nach Krankenpflegerische Ar-  
beit und theoretische Ausbildung  
auf allen Abteilungen der Kranken-  
pflege bis zum Krankenpfleger-  
Platzanfragen.  
Danach Arbeit und Fortbildung  
in den verschiedenen Arbeits-  
zweigen. Weiterer Spezial-  
ausbildungen je nach Arbeits-  
Anforderungen am Kranken-  
haus, Hauptabteilungen und Bild  
in den verschiedenen  
Arbeitszweigen.

Tafelberg-Deleenerdeim, Stibonädische Unter-  
verfährungs-Hilfs- und Schulungsdankart  
für Körperbehinderte, Berlin-Tahiem,  
nimmt ausgebildete Schwestern und ig.  
Wochen, p. 18-19 J. m. gut. Schulbild.  
in Eltern u. Off. als Verordneter  
zur unentgeltl. Auszubild. auf Tafelberg.  
m. gewöhnl. Ausbildungsgeld 2 J. Ab-  
schluß: Eliaut. allg. Krankenpflegeexamen

Staatl. anert. Säuglings- u. Kleinkinderpflegereinschule. Leiter: Prof. Dr. Eulen. Beginn d. 1. u. 2. Jahrg. Vorlesungen: April u. Oktober. Für die im Febr. 1908 beg. Vorbr. werden noch SchülerInnen aufgenommen. Anträge an die Oberin.

Werner-Schule des Deutschen Rates Kreuze.  
Berlin-Lankwitz, Fröhenstraße 75/77.  
Abt. I: Schule z. Ausbildung von Schwestern.  
Leitende Stellungen  
Abt. II: Haushaltungsschule (staatl. anerkt.) I.  
jg. Mädchen u. z. hauswirtsch. Kurse  
Abt. III: kurze Fortbildungs- u. Wiederholungs-  
kurse für Schwestern.  
Beginn d. Lehrgänge: Abt. I: Okt. jed. Jahres.  
Abt. II: April u. Okt. Abt. III: nach besond.  
Programm. Schaulage d. Aust., i. gr. Garten gel.

**Teufels-Hinterbäum**  
**Schweizerhof**  
**Stamm**  
Juch geblüete Baum  
Schweizer ab 20 J.  
Verheiratet u. wohnt  
an d. Oberin.  
Hinterbäum.  
Schweizer Hinterbäum 41.

nimmt jederzeit gesunde, gut erzogene junge Mädchen zur Krankenpflege auf. Meldungen sind zu richten an die Oberin, Vondoberg (Barthel), Friedeburg, Straße 10.

nimm: **Chemikern** / **Chemikerinnen** für die  
Haar, anst. **Strumpfriegelschule** von  
Hüg. **Strumpfhaut** an und **Wäsche** nach  
ausgebild. **Chemikern** für seine vielen  
verschiedenen Arbeitsgebiete.

Anfragen (mit Reisepass) an Oberin  
Schäfer, 2. Oberb., Markt 10.

Handwerksschule im eigen. Handwerks-  
haus, nimmt **Schwerföhrerinnen** in  
unter Ausbildung, Alter 18-20 Jahre,  
mit **technischen** Ausbildung auf. Weiter-  
hin werden gut ausgebild. **Schweiserinnen**  
als **Umsatzvertreterinnen** mit **ausge-  
zeichnetem** **Eintritt** in die **Schweiserinnen**  
eingestellt. Bewerbungen mit **Zeugnis**  
und **Abbildung** an die **Oberrhein-**

nimmt SchülerInnen zur Fäbbr. unentgeltlichen Unterricht, in Sonderunterrichts-  
pflege nat. Talents und Irtiaub-  
geld. Abgef. Schulbildung, sehr ge-  
hobert, nat. Wohnung unentgeltlich.  
Verdenfaut, Rth. 1914-1915 an die  
Lederh. Hannover, Grndftrake 7.

**Fräulein Gertrudenhof**  
 Alexin-Paulsch, Köchler, 7,  
 nimmt junge Mädchen mit guter Schul-  
 und Allgemeinbildung als Kranken-  
 pflegerinnen auf. Meldungen an  
 Frau Oberin Opp.

nimmt Krankenpflegegeschädigten eine kostenlose Ausbildung an. Auch wird, gut ausgebild. Schwestern als Urlaubsvertret. für Kranken- und Säuglingspflege mit Aussicht zum Eintritt in die Schwesternsch. eingestellt. Bewerb. mit Lebenslauf und Lichtbild an die Oberin.

Die hiesige anerkannte Säuglings- und Kleinkinderpflanzschule am Kinder-  
straßenhause Rotherburgerei - Hamb-  
urg - stellt junge Mädchen  
ab 18. Lebensjahr zur Erziehung der  
Säuglings- und Kinderpflege ein.  
Nach vorheriger Begehrst hiesige  
Küchenschule und hiesige Aner-  
kennung als Säuglings- und Klein-  
kinderpfleger. Weiterer Pflichten  
von Seiten der Schullehrerinnen be-  
stehen nicht. Bewerbungen sind zu richten an  
die Verwaltung des Kinderstrassen-  
hauses Rotherburgerei - Hamburg.

Das Kaiserliche Kulturhaus vom  
Roten Stern, nimmt junge Mädchen  
auf, die sich als Krankenpflegerinnen oder  
Schulbuchhelferinnen ausbilden wollen.  
Nur nicht unter 18 Jahren. Gute  
Schulbildung und Kochschulbildung  
werden vorausgesetzt. Anmeldungen  
an die Schwesternschaft des Roten  
Sterns, Vereins vom Roten Stern,  
Kaiserliche (Haben), Kaiserlicher 10.

a) **Ök. Oberschule bzw. Lyzeum** nach den Richtlinien der neuen Schulreform.  
b) **Frauenschule**, Ausbildung in Haushalt, Landwirtschaft und Gartenbau. Gesund. Lage. Park Sport- u. Tennispl. Schwimmbad. Prospekte zu a) od. b) kostenlos durch die Heimleitung.

தமிழகம், தலைநகரம் - சென்னை மாநகராட்சி, பொதுவுரிமை

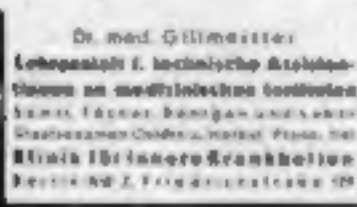
für Mädchen, Schloss Malenbofen an  
Friedenlee, über Adollgrk, Oberichu  
und Gensbaltungsbildung.

mit mittlerer Stelle zur Erlernung von  
Haushalt und Kinderpflege in Fabrik-  
kurs gesucht. Anfragen an „**Deutsche**“  
1007, Leipzig O 29.

**Töchterheim**  
 Zeitgemäße hausw. Ausbildung  
 Welp. **O. Götter**

Zinsl. anst. Schule zur Ausbildung  
**Technischer Mäntinnen**  
an technischer Hochschulen

Prolegien d. Herten Mitte Cts. Proleg  
durch das Sekretariat, Mannsophist. 3



Die staatlich anerkannte Lehranstalt für technische Wissenschaften an medizinischen Instituten am Städtischen Krankenhaus Schötenhaufen in Frankfurt a. M., Eichenbühlstr. 14, beginnt im Oktober 1963 mit einem Lehrgang für das Hörsenfach. Erforderlich sind: Oberfeldunterschied oder die Stelle einer neuholenden Mittelschule, sowie ein Mindestalter von 19½ Jahren.

**Stabschef** erteilt die Schulleitung:  
**Stabschef Dr. Gellert.**

## Landeskonservatorium zu Leipzig

**Director Prof. Walter Tautzen.**  
Vollständige Ausbildung in allen Zweigen der Tonkunst. Gesangs-  
und Ausbildungsklassen, Opern-, Opernregie- und Opernorchestra.

**Kirchenmusikalisches Institut.** Leitung: Prof. D. Dr. Carl Straube.  
Anmeldung für das Wintersemester 1925/26 für alle Abteilungen  
bis zum 12. Sept. Stundengelder gemäß auf 150.— bis 375.— Mkt.  
jährlich. Prospekte zugängig durch das Sekretariat.

Deine b  
rechtlich  
richtige

## Beuufs- ausbildung

**Hauswirtschaftliche Vorkurse**  
1 Jahr, für Abiturientinnen  $\frac{1}{2}$  Jahr  
**Gliederlehren** - **Portnerlehren** -  
**Marius** 2 Jahre  
**Sonderlehre**  
f. Mollat. d. Stadt. Frauen-  
schulen f. u.  $\frac{1}{2}$  J. Praxium  
**Jugendleiterinnenkursus** 1 Jahr  
**Schülerinnenheim.** Beginn aller Kurse  
April u. Okt. Prolo d. d. Pforte Opern

**Lehrern für Bewegungskunst**  
Lehrerfortbildung und Tagung Ausbildung  
und Fortbildung durch «Öffentliche Schule  
für Bewegungskunst Marburg/Lahn 12

[illegible]

Chemisch-pharm. Fabrik, H. A. Tschirn,  
Friedrich 18, am Walde Hertenberg,  
mit Email, Abziehgeräten, u. Chem.-  
hausgeräten. Vertriebs- u. Korrespondenz-  
Vereinigung / Vertrieb - Internat. - Holz

(Menschenliche Schule). Prosd. anl.  
Berufsbildg. m. staatl. Abschluß-  
prüfung. Frankfurt a. M., Ulmenstr. 25.

Ausbildung Sport, Tennis, Schi  
LOO-TESCHULE Hannover, Malersr. 8

## Musikinstrumente u. dr. Tafelbergstecke

**72teilig** 80 g Silberbest.  
in Stahl., mod.  
West. 10 Monats-  
raten 22,- pro J.  
**RM.100,-**  
**Firma Sobema,**  
Max Müller, Essen FR

Max & Ernst Fischer,  
Werkschmied,  
Hochpfeilschützen Nr. 48

Beachtet die  
Anzeigen